

Die Heimkehrer

Traumspiel

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Jutta Timmermans
Goldwaage-verlag@freenet.de
ISBN 978-3-9816256-9-8

Personen:

Sarah

Irene

Thomas

***Robert, die Gruppe der vier
kanadischen Wanderer***

(Die Namen sind so möglichst englisch auszusprechen.)

Jason, der Fremde

Haika, eine Mischlingsfrau

Ihr Mann, ein indianischer Ureinwohner

Dessen indianische Mutter

Der blinde Maler

Die beiden Waisen

Der Mann im Rollstuhl

Jason, der Zwilling

Die beiden Großmütter

Mehrfachbesetzungen möglich.

Das Bühnenbild :

Die Szenenbilder werden unterstützt durch Videoprojektionen.

Über die längste Zeit des Spielverlaufs zeigen sie eine Gebirgslandschaft (konkret ist es die der Alaska-Kette).

*Für eine Szene schiebt sich von links *) eine Hütte mit einer kleinen Terrasse ins Bild.*

Manche Szenen spielen zur Nachtzeit. Dann sollte über den Bergen ein nächtlicher Himmel mit Sternen zu sehen sein.

In der letzten Szene blickt man in den imposanten Innenraum einer großen Kathedrale.

**) immer vom Zuschauer aus*

Musik:

Gegen Ende ist häufiger das Spiel einer Orgel zu hören.

In den Anmerkungen zur Regie gibt es die entsprechenden Hinweise.

Während einer Szene wird die heiter-gemütvolle Folkloremusik von einem CD-Player zu hören sein.

Erster Teil

1. Szene

Im Hintergrund sieht man eine zerklüftete Berglandschaft mit einem dunkelblauen Abendhimmel und farbigen, meist rötlichen Wolkenformationen darüber.

Die beiden Frauen Sarah und Irene und mit ihnen Thomas erscheinen von rechts. Alle drei tragen warme Wanderkleidung, feste Bergsteiger-Stiefel und auf dem Rücken große Rucksäcke. Alle sind sie im Alter von Mitte vierzig.

Plötzlich zucken hell flackernde Lichter durch die Wolkenformationen, in zwei aufeinander folgenden Wellen.

Ebenfalls von rechts erscheinen Jason und Robert, der mit einem Stock wandert und etwas humpelt, auch diese beiden Mitte vierzig und in fester Wanderkleidung und mit Rucksäcken. Robert trägt eine Jacke, auf der die Worte stehen: „Kanada – my home / my hell and love.“

Thomas: Schon vor zwei Tagen hatten wir dieses seltsame Lichterschauspiel.

Alle fünf stehen nun nebeneinander, mit dem Rücken zum Publikum, den Blick auf den wieder ruhigen Abendhimmel gerichtet.

Wieder ohne Donner. Kein Gewitter. Gespenstisch lautlos.

Jason: *holt sein Smartphone hervor.*

Vor zwei Tagen sprachen die Meteorologen

von starken Sonnenwindaktivitäten.

Es gab Störungen im Funkverkehr, vor allem der Flugverkehr war beeinträchtigt.

Es scheint dasselbe Phänomen zu sein.

Thomas: Sonnenwinde gibt es beständig.

Üblicher Weise prallen sie am Magnetfeld der Erde ab und wandern zurück ins All oder an der Erde vorbei.

Doch es kommt auf die Stärke an.

Sind sie außergewöhnlich stark, dann können sie durchaus auch gefährlich werden.

Jason: Das können sie, ja.

Wenn sie die magnetische Schutzhülle der Erde durchbrechen, können sie mit den unterschiedlichsten elektro-magnetischen Vorgängen des Planeten kollidieren.

Sie könnten dabei durchaus weltweit erhebliche Schäden anrichten, die über längere Zeit irreparabel wären.

Irene: Lasst das doch – diese Diskurse über Katastrophen und Szenarien, die man sich ausmalen kann, die aber doch nie eintreten. –

Schaut auf den Abendhimmel mit seinen farbigen Wolkenformationen. Alles ist friedlich, alles ist ruhig.

Thomas: Das ist es, ja.

Und die Welt wird nicht untergehen.

Irene: Auch ich habe vor Jahren einmal in einer Zeitschrift einen Artikel darüber gelesen.

Was soll's? – Wir, hier auf unserem kleinen Planeten, hätten ohnehin keinen Einfluss darauf

und wären einem Ereignis wie diesem schutzlos ausgeliefert.

Einige Wissenschaftler beschreiben, was geschehen könnte, in allen Details.

Ein Explosionsfeuerwerk in allen Elektrizitätswerken, in allen Relaisstationen.

Keine Funkwellen mehr. Kein Fernsehen mehr, kein Handykontakt. Alle Fahrstühle ständen still. Alle Elektrogeräte würden ihre Tätigkeit einstellen. Keine Kühlschränke summen mehr. Die Herdplatten bleiben kalt.

Wir Menschen müssten aufbrechen, um Brennholz zu sammeln. Und unsere abendliche Zimmerbeleuchtung müssten wir auf Kerzenlicht umstellen.

Wir würden uns fühlen wie in die Steinzeit zurück katapultiert.

Thomas: Das wäre das „worst case scenario“, von dem du da sprichst.

Gott sei Dank geschieht es so selten, dass man es nicht in ständiger Unruhe erwarten muss.

Natürlich könnte es theoretisch jederzeit geschehen – wie auch in fünftausend Jahren oder in fünfzigtausend.

Jason: *der währenddessen beständig an seinem Smartphone hantiert hat Tot.*

Nur die Batterien arbeiten noch.

Doch sonst - kein Funkkontakt. Nichts.

Betretenes Schweigen.

Thomas: *holt gleichfalls sein Smartphone hervor.*

Auch er hantiert damit – während sein Gesichtsausdruck eine zunehmende Verunsicherung zeigt.

Auch bei mir – keine Reaktion.

Irene: Es könnte ebenso gut einfach ein Funkloch sein – hier in dieser abgelegenen Gebirgsgegend...

Irene blickt auf die Uhr. Ich bin müde.

Auch wenn es noch etwas früh ist: Rasten wir einfach hier und schlagen die Zelte auf.

Sarah: *hat links in der Ferne etwas entdeckt und hält ein Fernglas an ihre Augen.* Ich sehe dort eine kleine Hütte. Schätzungsweise fünf Kilometer entfernt.

Sie reicht das Fernglas weiter an Irene.

Das wäre noch gut eine Stunde Fußweg.

Die Hütte könnte leer sein, wie die vor drei Tagen.

Dann sparen wir uns das Aufstellen der Zelte.

Irene: Dort ist eine Hütte – ja.

Und daneben sogar ein kleiner Gebirgsbach.

Thomas: *greift sein eigenes Fernrohr und schaut.*

Eine Talmulde. Windgeschützt.

Gut, wandern wir noch dieses weitere Stück.

Zu Robert Was macht dein Fuß?

Robert macht eine abwinkende Bewegung.

Alle setzen sich wieder in Bewegung, weiter nach links.

Sarah: *bleibt als einzige stehen - mit plötzlich seltsam nach Innen gekehrtem Blick.*

Irene: Sarah – was ist?

Thomas: *mit etwas gedämpfter Stimme zu den andern*
Hört sie es wieder -?

Irene: Sarah –

Sie geht zu ihr, fasst sie sanft am Arm.

Wir wollen weiter.

*Sarah verbleibt in ihrer seltsamen Erstarrung,
wirklich scheint sie auf etwas zu lauschen.*

Oder gibt es da wieder -?

Sarah: *schüttelt ihre Erstarrung ab.*

Plötzlich lacht sie ein wenig.

Doch eine Antwort will sie nicht geben.

Alle verschwinden nach links.

Dunkelheit.

2. Szene

Man hört eine kleine Flötenmelodie.

*Als es wieder hell wird, hat sich von links das
Dach einer kleinen Hütte und seine schmale
Vorterrasse ins Bild geschoben.*

Am Dach ist eine kleine Fernsehantenne befestigt.

Die Flötenmelodie kommt direkt aus der Hütte.

*Alle fünf Wandernden erscheinen wieder von
rechts.*

Jason: *hat wieder sein Smartphone in der Hand, prüft
es erneut.*

Keine Verbindung. Nichts.

Irene: *auf die Flöte lauschend Die Hütte scheint doch
bewohnt.*

Klopfen wir?

Thomas: *hat gleichfalls erneut sein Handy hervorgezogen, auch er versucht einen Funkwellenkontakt aufzurufen, wie zuvor ohne Erfolg.*

Ein Funkloch?

Immerhin gibt es hier eine Antenne am Dach.

Er nickt Irene zu.

Beide gehen an die Tür der Hütte.

Irene klopft.

Sie klopft ein zweites Mal, lauscht.

Eine Frau ihres Alters, schwarzhaarig, halb dunkelhäutig, tritt aus der Hütte und mustert die Fünf mit leicht erstauntem doch freundlichem Gesicht.

Das Flötenspiel verklingt und ein Alaska-Indianer tritt an ihre Seite, er trägt einen reich bestickten roten Umhang und Federschmuck auf dem Kopf.

Es folgt, auf einen Stock gestützt, eine betagte dunkelhäutige Frau mit schon weißem Haar, eine alte Alaska-Indianerin.

Haika: *nach einem Blick auf Roberts Jacke Sie sind aus Kanada?*

Irene: Sehr wohl, aus Kanada.

Auf Jason zeigend Bis auf diesen Mann, der aus Europa ist.

Dürfen wir Sie etwas fragen?

Haika: Bitte, ja.

Irene: Sie haben diese Antenne am Dach.

Ich gehe davon aus, sie ist für den Fernseher oder das Radio – oder als Verbindung zum Telefonnetz.

Haika: Das ist sie, ja.

Warum fragen Sie?

Irene: Könnten Sie kurz nachprüfen, ob sie noch funktioniert? Das heißt: Ob Ihr Fernseher oder Ihr Radio noch funktionieren?

Haika: *bespricht sich kurz mit ihrem Mann - in einer unverständlichen Sprache, offenbar der der Ureinwohner; ihr Mann nickt und verschwindet in die Hütte.*

Aus welcher Ecke Kanadas kommen Sie?

Auch ich habe dort mehrere Jahre gelebt – bis es mich wieder zurück in die Wildnis zog.

Dies auch wegen meines Mannes, der hier zu Haus ist.

Irene: Ein Alaska-Indianer, wie man schnell sieht.
So wie diese ältere Dame.

Seine Mutter?

Haika: Seine Mutter, ja.

Sie hat nie etwas anderes kennen gelernt als diese Gebirgsregion der Alaska-Kette.

Irene: Die Gegend ist schön.

An manchen Tagen, wenn wir hier wanderten, dachte ich sogar: traumhaft schön.

Doch sehr verlassen und kalt, jedenfalls nachts.

Auf Dauer wäre es mir zu kalt, hier zu wohnen.

Haika: Ich habe die Rückkehr nie bereut.

Natürlich bedeutet, wenn man sich hier zu bleiben beschließt, auch Verzicht auf allen Komfort, wie die modernen Städte ihn bieten.

Leben Sie üblicher Weise in einer Stadt?

Irene: Richmond Hill, im Norden Torontos.

Haika: Mir gut bekannt – wenn ich auch damals etwas östlicher lebte: Ottawa.

Irene: Sarah *sie zeigt auf sie* hat die letzten Jahre in Montreal verbracht, Thomas *wieder zeigend* in Quebec und Don *sie zeigt auf Robert* am nördlichsten, in Rimouski.

Wir kennen uns alle vier seit Kindertagen aus Manitoulin Iland – der schönen Insel, gewiss haben auch Sie sie einmal besucht.

Haika: *mit kurz aufleuchtendem Blick* Manitoulin Iland – oh ja.

Irene: Jason *wieder zeigt sie* ist erst gestern zu unserer Gruppe gestoßen. Er ist Reisejournalist und schreibt Bücher. Aufgewachsen ist er in der Schweiz, am Fuß der Alpen, wir merkten es schnell: er ist ein geübter Kletterer.

Der indianische Mann kehrt zurück.

Haikas Mann: *schüttelt bedauernd den Kopf.*

Er spricht mit Haika.

Haika: Er sagt: kein Bild; kein Ton.

Sie winkt ab. Das geschieht hier dann und wann, ich rege mich schon seit langem nicht mehr besonders darüber auf.

Die alte Frau spricht flüsternd mit ihr.

Haika wendet sich kurz der ganzen Gruppe zu.

Meine Schwiegermutter fragt, ob wir Sie zum Essen einladen dürfen? – Freilich würde es eine Weile dauern, bis alles fertig ist.

Die Fünf tauschen Blicke; sie signalisieren Zustimmung.

Mein Mann hat vor drei Tagen ein Rentier erlegt. Davon gibt es noch reichlich.

Das meiste an Nahrung beschaffen wir uns selbst. Hinter der Hütte haben wir einem Hüh-

nerstall, außerdem einen Stall mit zwei Ziegen. In unserem Garten ernten wir Mais. Salat und Kartoffeln. Und fast täglich sammeln wir Pilze und Beeren.

Also: Fühlen sie sich eingeladen und willkommen. Meine Schwiegermutter ist eine hervorragende Köchin.

Und erzählen Sie mir etwas von meinem - natürlich noch immer geliebten – Kanada.

Mit dem Herzen lebe ich manchmal noch dort - also gewissermaßen an zwei Orten zugleich. Kennen Sie diese Art von doppeltem Heimweh?

Jason: Wenn ich Sie für diesen Moment noch etwas fragen darf...?

Haben Sie, vor etwa einer Stunde, etwas Ungewöhnliches am Himmel bemerkt?

Haika: *wechselt Blicke mit ihrem Mann, wieder spricht sie in einer fremdländischen Sprache mit ihm.* Meinem Mann ist nichts Besonderes aufgefallen. So wenig wie mir.

Warum fragen Sie?

Thomas: Über unsere Smartphones erhielten wir vor zwei Tagen die Nachricht, dass es starke Aktivitäten von Sonnenwinden gegeben haben soll. Vielerorts war der Funk beeinträchtigt.

Er zieht wieder sein Smartphone hervor.

Unsere Smartphones funktionierten zu diesem Zeitpunkt noch einwandfrei.

Jetzt bleiben sie vollständig still.

Die alte Frau beginnt mit Haika zu flüstern. Fast eine halbe Minute verstreicht.

Haika: Meine Schwiegermutter sagt: Sie hat es bemerkt.

Doch sie wusste es schon vor Tagen.

Sie wusste, dass es ein zweites Mal kommen wird – und dann noch stärker als beim ersten Mal. Und dann würde es viel Unruhe schaffen.

Irene: Das weiß sie -? Woher -?

Haika: Manchmal träumt sie es. Manchmal weiß sie es einfach so.

Sie hat es ihrerseits von ihrer Großmutter geerbt – so einen sechsten Sinn oder wie man es nennen will. Jedenfalls hat sie uns schon oft bewiesen, dass sie es kann.

Jason: Was kann sie -?

Haika: Wenn etwas Ungewöhnliches, Großes passiert, dann weiß sie es häufig voraus.

Sie weiß es manchmal auch bei kleineren Dingen. Sie kann es eben.

Sarah: Es gibt Tiere, die Katastrophen-Ereignisse vorausspüren können – etwa ein Erdbeben oder einen Vulkanausbruch.

Sie verhalten sich dann auffällig anders, das hat man schon seit längerem erforscht.

Vielleicht handelt es sich um etwas, das wir Menschen alle einmal konnten und verloren haben – und nur die Ureinwohner eines Landes können es noch.

Haika und ihre Schwiegermutter flüstern wieder.

Haika: Meine Schwiegermutter sagt: Es kann eine Zeit lang dauern, bis alles wieder repariert ist und wie zuvor funktioniert.

Trotzdem meint sie, dass es kein großes Unglück bedeutet.

Die Menschen werden nur etwas anders leben.

Es geschieht, weil es eben geschehen muss.

Und am Ende wird alles richtig und gut sein.

Thomas: *zu Sarah und Irene* Also doch: ein kleineres oder auch größeres Katastrophen-Szenario...

Tröstet euch dies?

Irene: *zu Haika, nach einem Blick auf die alte Frau*

Und sie irrt sich nie?

Haika: Selten.

Über die schlechten Dinge spricht sie nur, um uns zu warnen. Und vieles sagt sie auch nicht.

Dass sie über dieses Ereignis spricht mit den Sonnenwinden ist somit eigentlich gar kein so schlechtes Zeichen.

Sie sieht nichts Schlechtes oder Verkehrtes darin.

Irene: *zu Thomas wie auch zu den andern* Wenn ihr mich fragst: Mich tröstet es wenig.

Haika: *wechselt das Thema* So! Ist unsere Einladung angenommen?

Unsere Hütte ist klein und ich kann Euch leider nicht ausreichend Stühle anbieten.

Am besten werden wir vor der Hütte unseren Teppich ausrollen und alle auf dem Boden Platz nehmen.

Sie verschwindet voran in die Hütte.

Ihr Mann und ihre Schwiegermutter folgen ihr.

Auch Sarah folgt.

Die drei Männer bleiben zurück.

Alle drei haben wieder ihr Smartphone hervorgezogen, Jason nun auch ein Handy, und alle versuchen erneut zu telefonieren.

Es bleibt dabei: Jeder Funkkontakt ist tot.

Jason: Und wenn es doch nur ein Funkloch ist –
und diese Alte --

Thomas: Du meinst, dass sie vielleicht einfach nur ein bisschen spinnt -?
Irgendwann in den nächsten Tagen werden wir es wissen.

Jason: Sie sagt: dass sie nichts Schlechtes, nichts Verkehrtes darin sieht...

Leicht abwinkend Machen wir es genauso.

In diesem Moment hört man ein lautes Ziegenmeckern hinter dem Haus.

Die drei Männer verschwinden ebenfalls in die Hütte.

Dunkelheit.

3. Szene

Eine eingängige Folkloremusik setzt ein, heiter wie ab und zu auch leicht melancholisch.

Sie kommt von einem Batterie-betriebenen Kassettenrekorder, den man währenddessen auf die kleine Terrasse gestellt hat.

Es gibt nur noch wenig Tageslicht.

Die Szene wird von zwei Öllampen erhellt, die am Dach der Hütte hängen.

Aus dieser kommen lebhaft Stimmen.

Nur Jason ist zu sehen, der sich rechts von der Hütte auf den Boden gesetzt hat. Er streut ein weißes Pulver aus einem Tütchen auf die rechte Hand und schnüffelt mit der Nase in dieses Pulver hinein und zieht es hoch.

Der angekündigte Teppich, ein großes altes buntes handgewebtes Stück Stoff, liegt bereits ausgerollt vor der Hütte.

Robert tritt aus der Tür.

Es ist ein Mann mit einer befremdlichen, leicht finsternen Ausstrahlung.

Robert: Du kokst...

Er geht zu Jason. Ich sehe es.

Gib mir auch etwas von dem Zeug.

Ich zahle.

Jason: *das weiße Tütchen noch in der Hand, abwin-*
kend. Extrem gestreckt.

Auf Minimalwirkung gedrückt.

Würde dir nichts bringen.

Robert: Glaub ich dir nicht. Du bist Kokser.

Er setzt sich neben ihn.

Ich sehe es an deinen Augen.

Die roten Ränder.

Er streckt wartend die Hand aus.

Jason: *zögert.*

Dann lässt er etwas von dem weißen Pulver auf Roberts Hand rieseln.

Auch Robert schnüffelt in das weiße Pulver hinein.

Sie sitzen eine Weile schweigend.

Jason spricht mit längeren Pausen.

Bin fünf Jahre lang Kriegsreporter gewesen.

Da siehst du vieles, was du nie sehen wolltest
und besser nie gesehen hättest.

Irgendwie muss man es aushalten.

Und bleibt. Oder fährt wieder hin.

Obwohl es verrückt und Wahnsinn ist.

Eine Stille.

Die von Granaten zerfetzten Leichen.

Schlimmer: wenn sie noch röcheln.

Am schlimmsten: wenn sie im Sterben noch
schreien, wenn sie sich hilflos am Boden win-
den.

Der rasche Tod ist ein Freund.

Das eigentliche Entsetzen sind die verstümmel-
ten Körper, die immer noch leben wollen – und
doch an Ende wie die von elenden Hunden krep-
pieren.

Auch Frauen und Kinder.

Da sieht du eins liegen – und es hat ihm beide
Beine weggerissen oder einen Arm.

Ein andres, das unversehrt blieb, klettert auf
seiner toten Mutter herum.

Tagelang Leichengestank.

Er schüttelt sich leicht.

Wieder eine längere Stille.

Es war nur so zu ertragen.

Weißer Staub. Es sieht harmlos aus.

Man fängt sich die Sache ein wie einen Virus.

Und der sitzt fest.

Manchmal glaubt man, es endlich los zu sein –
dieses weiße Teufelszeug.

Dann kommen die bösen, die dunklen Träume
zurück.

Und es hat dich aufs Neue eingefangen.

Robert: Doch erst einmal fliegst du ab.

Bist high.

Bist Superman und Batman in einem.

Für ein paar Stunden fühlst du, der Größte zu sein.

Jason: Wie bist du an das Zeug gekommen?

Robert: Es gehörte dazu – bei meinen Kumpeln.

Frage mich, wie man zu solchen Kumpeln kommt, die sich regelmäßig voll dröhnen.

Für eine Gang ist es wie ein Ritual.

Es gehört dazu – keiner hinterfragt es mehr.

Und das Wichtigste: Es bläst alle Hemmungen fort.

Jason: *mustert ihn irritiert.*

Robert: Gang –

Das klingt nach Unterwelt, nach Überfall und Verbrechen.

Sagte ich Gang?

Alles nur Fantasie.

Ich habe es aufgeschrieben: Groschenromane, mit denen ich mir ein Taschengeld verdiente – und manchmal auch etwas mehr.

Aber es gab doch diese gewisse Lust dabei: diese Jagd auf ein verschrecktes Opfer zu fühlen; und die Macht, zu entscheiden, ob man es leben lässt oder nicht.

Messerduelle. Revolverduelle.

Die sich hochschraubenden Racheaktionen.

Blut muss fließen.

Und am besten schrieb ich, wenn ich gekokst hatte.

Wie ist es mit dir?

Schreibst du auch besser mit dem „weißen Teufelszeug“, wie du es nennst?

Jason: In meinen Reportagen geht es um Fakten.
Fantasie wäre da etwas Störendes.

Robert: Reportagen schreiben als Kriegsreporter –
tust du es noch immer?

Jason: Nein. Das liegt Jahre hinter mir.

Rückblickend frage ich mich, warum es mich
überhaupt so lange hat festhalten können.

Es hatte ebenso etwas von dieser irrationalen
Zwanghaftigkeit...

Er winkt ab. Jahre vorbei.

Ich reise noch. Viel. Und es gibt viel dabei zu
entdecken.

Mit den Jahren merkst du, dass diese Welt noch
etwas ganz anderes ist, als was du vorher ge-
glaubt hast.

Sie hat eine verborgene Innenseite.

Nein – nicht eine. Sie hat viele davon.

Sie hat viele noch unerklärte Geheimnisse.

Robert: Und darüber schreibst du in deinen Büchern?

Jason: Nur versteckt.

Würde ich offen darüber sprechen, ich würde
meine Leser verschrecken.

Ich porträtiere geschichtsträchtige Orte und
hinterfrage ihre Vergangenheiten, die bekann-
ten wie die manchmal lange verschütteten.

Ich porträtiere Naturvölker und ihre Bräuche.

Manche sind den eigentlichen Geheimnissen
näher geblieben als unsere ausgebleichten Zi-

vilgesellschaften, die am kreativsten im Produzieren von Wohlstandmüll sind.

Robert: Klingt interessant –

und wenn es auch genug einbringt, um davon leben zu können...

Thomas tritt aus der Hütte, einen Teller mit einer großen Portion Fleisch in der Hand.

Thomas: So. Alles ist fertig gekocht.

Geht und holt euch eure Teller, wenn ihr mitessen wollt.

Irene und Sarah und die Frau dieses indianischen Wildhüters können nicht genug davon bekommen, Geschichten über Kanada auszutauschen, krude genauso wie banale.

Manchmal vergaßen sie fast, dass sie kochen wollten. Doch nun sind sie fertig.

Robert und Jason sind aufgestanden und zu ihm an die Tür gekommen.

Jason: *mit einem Blick auf den Fleischteller von Thomas* Ich werde nicht essen.

Thomas: Sieht alles noch etwas roh und blutig aus – das viele Fleisch.

Schmeckt aber gut. Schmeckt edel.

Du kannst dir auch eine kleine Portion davon nehmen.

Jason: Nicht im Moment.

Robert verschwindet in die Hütte.

Jason kehrt auf seinen Platz zurück.

Thomas: *weiter essend* Ich weiß noch, wie ich als Junge ein erstes Mal ein erschossenes Rentier sah.

Er nimmt ebenfalls auf dem Boden Platz.

Ich liebte Rentiere, wir hatten eines im Garten stehen, in einem weitläufigen Gatter, und obwohl es reichlich zu grasen hatte, fütterten wir es zusätzlich jeden Tag.

Es war unser Reittier. Wir banden ihm Schleifen um, kämmten und büsteten ihm mit Inbrunst das Fell. Wir sangen ihm Lieder vor mit Rentier-Geschichten.

Ich verstand nicht, wie jemand ein solches Rentier erschießen konnte.

Ich verstand nicht, dass jemand den Beruf eines Wildhüters ausübte und seine hauptsächliche Arbeit darin bestand, Rentiere und anderes Wild zu jagen und abzuknallen.

Doch es gibt eine traurige Wahrheit. Nicht nur wir Menschen sind roh und grausam. Die Natur selber ist es.

Ein Wildhüter tut, wofür die Natur die Wölfe geschaffen hat.

In einigen Gegenden Kanadas hatte man die Wölfe ganz ausgerottet. Was geschah? Der Waldbestand ging dramatisch zurück. Warum? Weil sich das Wild nun ungehindert vermehrte und die begehrten Sprösslinge junger Bäume in solchen Mengen verspeiste, das kein neuer Wald mehr nachwachsen konnte.

Traurig, ja.

Doch so hatte Mutter Natur es eingerichtet: Rudel von Wölfen sollten sich auf die Tiere stürzen und sie zerfleischen.

Ich hatte meine Mühe damit, das zu begreifen. Die Menschen haben sich hunderte von Ge-

dichten und Liedern ausgedacht, in denen sie die Schönheit einer friedvollen Natur besingen und preisen.

Diese dunkle Seite der Natur besingen sie nicht.

Und doch: Ohne diese andere Seite geht es nicht, nur so erhält sich die Natur gesund und im Gleichgewicht.

Alle anderen kommen nun mit ihren Fleischtellern aus der Hütte und nehmen auf dem Teppich Platz.

Die Musik spielt weiterhin, etwas gedämpft.

Alle essen.

Sarah: Was ich noch erzählen muss:

Schon seit fast drei Jahren haben wir diese gemeinsame Reise geplant.

Doch einer war wie verschollen: Don *sie zeigt auf Robert* – so sehr wir auch nach ihm suchten. Und ohne Don ging es nicht.

Und auch für uns drei anderen geschah ständig etwas, das es in jedem Fall verhindert hätte.

Unfälle, Gottlob nur kleinere, ein Gerichtsprozess, ein Beinahe-Konkurs, eine Lungenentzündung und noch einmal kleinere Unfälle.

Es sollte eine unbeschwerte Erinnerungsreise werden, das war der Gedanke.

Denn: eine solche Reise nach Alaska und durch das raue Gelände der Alaska-Kette hatten wir bereits einmal unternommen - nach dem abgeschlossenen Schulexamen.

Schon damals lebten unsere Familien getrennt, nicht mehr auf unserer abgelegenen paradiesi-

schen Insel Manitoulin Iland, die wir eigentlich nie hatten verlassen wollen - schon gar nicht in der Art, wie es dann doch geschah: dass es unsere ganze fest zusammengewachsene, aufeinander eingeschworene Freundesgruppe auseinander riss.

Nun, „auseinander riss“ ist das etwas zu scharfe Wort.

Wir schrieben einander und telefonierten und besuchten uns auch gelegentlich untereinander. Doch wie früher konnte es nicht mehr sein.

Dann fassten wir diesen Entschluss, noch einmal ein gemeinsames Abenteuer zu erleben: unsere damalige Alaska-Reise.

Leider gab es einen Wermutstropfen: Don hatte sich mit seinem Zwillingbruder Robert zerstritten, so sehr, dass keiner mit dem anderen reisen wollte.

Robert sagte uns schließlich ab. Er hatte sich damals traurig in einige Dinge verrannt, über die ich hier nicht weiter sprechen will.

Also brachen wir ohne ihn auf.

Und doch dachte ich später noch oft, dass man ihn an diesem Punkt des abschüssigen Weges, den er eingeschlagen hatte, noch hätte aufhalten können. Allerdings, von diesen selbstzerstörerischen Dingen und ihren Ausmaßen ahnten wir damals kaum etwas.

Von unserer damaligen Reise will ich sprechen. Es waren drei Wochen voller Strapazen – und voller Zauber. In vielen Nächten wurden wir

mit wunderbaren Polarlichtern beschenkt. Wir wussten, wir würden es nie vergessen.

Alle mussten wir wieder in unsere Städte zurück, die neuen Wohnorte, in die es unsere Familien verschlagen hatte.

Und so wurden die Freundschaftsfäden doch lockerer mit den Jahren, fast wären einige ganz abgerissen. Jeder stand in den Strudeln seines eigenen Lebens, die für jeden von uns oft heftig waren, bei jedem auf eine andere Art. -.

Doch auch darüber will ich jetzt nicht reden.

Wir suchten erneut den Kontakt.

Und schließlich war dieser Gedanke einer „Erinnerungsreise“ geboren.

Haika sucht zwischendurch flüsternd immer wieder den Kontakt zu ihrem Mann und zu dessen Mutter.

Dein Mann und seine Mutter – verstehen sie etwas von dem, was ich so erzähle?

Haika: Sie sprechen das Englische nur bruchstückhaft.

Doch im Wesentlichen können sie folgen.

Sarah: Also unsere „Erinnerungsreise“.

Ich sagte schon, dass wir drei Jahre dafür kämpfen mussten.

Und es war wichtig, dass wir am Ende auch Don wieder ausfindig machen konnten.

Er hatte viele Jahre in Südamerika verbracht.

Und eigentlich war es mehr Zufall, dass er gerade jetzt zurückkehrte.

Fast hätten wir aufgegeben.

Doch es hätte sich nicht mehr ein weiteres Jahr hinausschieben lassen.

Thomas – darf ich darüber sprechen?

Thomas nickt, ruhig, gefasst.

Für Thomas war es der letzte mögliche Zeitpunkt...

Ein Tumor drückt auf sein Gehirn.

Bösartig. Nicht zu entfernen.

Die Ärzte geben ihm noch ein halbes Jahr.

Wir haben beschlossen, nicht darüber zu reden.

Doch alle wissen wir es.

Uns ist bewusst, dass eine Reise wie diese die letzte sein wird. Und umso mehr wollen wir sie gemeinsam genießen.

Irene: Und wir folgen dabei genau der früheren Reiseroute.

Was jedoch seltsam ist: ständig verirren wir uns.

Immer wieder taucht irgendein Nebel auf, und plötzlich merken wir, dass wir unseren Weg verloren haben. Einige Male irrten wir schließlich wie ziellos in dieser Gebirgswildnis umher. Natürlich sind wir nicht darauf festgelegt.

Doch wir wollen zu einer Stelle, wo wir vor sechsundzwanzig Jahren vier Bäume pflanzten. Eine etwas ausgefallene Idee, die wir damals hatten – nun ja, wir waren jung, und verständlicher Weise sind wir neugierig auf unsere Bäume und wollen sehen, wie sie sich in der langen Zeit entwickelt haben.

Allerdings: wir finden sie nicht.

Unsere drei geplanten Reisewochen nähern sich dem Ende. Und inzwischen wurden wir uns einig, dass wir diese Suche besser aufgeben und heimkehren sollten.

Doch selbst das erscheint uns jetzt schwierig. Gestern hatten wir uns schon wieder verirrt.

Und trafen schließlich mit Jason zusammen.

Auch er ist auf einer Suche, wie er uns verriet, als wir so ins Gespräch kamen...

Etwas das wir nicht wirklich glauben konnten und auch jetzt noch nicht wirklich glauben.

Es schien uns, dass er sich gut auskennt in dieser Gebirgsgegend. Und doch: Auch er meint, dass er sich irgendwie verirrt haben muss.

Und was er sucht – es ist so seltsam –

Nein, ich spreche lieber nicht darüber.

Sarah: Er sucht nach einer Kathedrale.

Er meint, dass es hier irgendwo eine Kathedrale geben muss.

Irene: *spricht nun doch* Keine Kapelle – eine wirkliche Kathedrale soll es sein.

Direkt zu Haika Hat jemand von euch jemals davon gehört?

Haika bespricht sich wieder in unverständlicher Sprache und leise mit ihrem Mann und dessen Mutter.

Haika: Ja – es gibt einige, die behaupten, auf eine solche Kathedrale gestoßen zu sein.

Andere sagen, dass sie Jahre lang danach suchten und nie etwas fanden.

Und auch die, die sie einmal gefunden hatten und erneut besuchen wollten, konnten sie später nicht mehr ausfindig machen.

Es bleibt ein Rätsel.

Wir wissen die Antwort nicht.

Die sie gesehen und angeblich auch betreten haben, sprechen von einem imposanten Bau.

Irene: Wer sollte in dieser abgelegenen Gebirgsgegend eine Kathedrale errichten?

Ein solcher Bau - es wäre ein Wunder und müsste allen bekannt sein.

Haika: Das müsste es, ja.

Auch ich kann nur sagen: ein Rätsel.

Irene: Hat jemand von euch jemals versucht, diese Kathedrale zu finden?

Haika: Du hast davon gesprochen, dass ihr euch während der vergangenen Tage immer wieder seltsam verirrt habt...

Dazu muss ich dir sagen: Es ist in dieser speziellen Jahreszeit und in dieser westlichen Gebirgsgegend *sie zeigt die Richtung* ein Phänomen, dass die hier Einheimischen kennen.

Es sind diese plötzlich aufsteigenden Nebel, die selbst die Wegkundigen verwirren, manchmal finden selbst sie erst nach Stunden wieder zurück oder sie warten den kommenden Tag ab.

Irena: Ein einziges Mal erlebten wir diese Nebel auch während unserer ersten Reise vor sechsundzwanzig Jahren. Doch meist war es klar.

Haika: Dann ward ihr gewiss zu einer anderen Jahreszeit unterwegs.-

Ja, diese Nebel sind uns bekannt. Besser man meidet zu dieser Zeit diese Gegend.

Andererseits –

Du hast mich nach dieser Kathedrale gefragt, die es hier in den Bergen geben soll.

Alle die behaupten, sie gesehen zu haben, erzählen auch, dass sie sich in einen Nebel verirrt hatten und dass genau aus diesem Nebel plötzlich die Kathedrale vor ihnen auftauchte.

Es scheint auf seltsame Weise zusammenzuhängen.

Irene: Das heißt: Alle, die sie fanden, hatten sich zuvor verirrt...?

Plötzlich merkt sie, Thomas ist in sich zusammengefallen. Er schläft.

Sie schüttelt ihn sanft.

Er reagiert nur mit einem leisen Brummen.

Sie blickt auf ihre Uhr.

Es ist spät geworden.

Üblicher Weise hätten wir um diese Zeit bereits unsere Zelte aufgeschlagen.

Haika: Das müsst ihr nicht tun.

Wir lassen euch für diese Nacht unsere Hütte.

Irene: Und ihr?

Haika: Wir drei verbringen die Nacht im Gatter mit den Ziegen. Es ist etwas eng, doch wir lieben unsere Tiere, und es ist warm bei ihnen.

Irene: Die Hütte - ein sehr freundliches Angebot.

Zu Sarah und Robert, doch etwas unsicher Ob wir dies annehmen können?

Sarah: *zögert kurz, dann lächelt und nickt sie.*

Ich entdeckte die Hütte durchs Fernglas.

Im ersten Moment schien sie mir unbewohnt.
Doch irgendetwas Freundliches strahlte davon
aus.

Darin, das weiß ich inzwischen, habe ich mich
jedenfalls nicht getäuscht.

Haika: Gut, so ist diese Sache geklärt.

Ich wollte euch, schon als es dunkel zu werden
begann, dieses Angebot machen.

Auch mit meinem Mann und seiner Mutter ist
es bereits besprochen.

Ihr seid gute Menschen, das fühlen wir.

Also nehmt für diese Nacht unsere Hütte.

*Irene gelingt es jetzt doch, Thomas wachzurüt-
teln.*

*Alle erheben sich. Alle tragen ihre Holzsteller in
die Hütte zurück.*

*Stimmengewirr, während noch immer die Mu-
sik spielt.*

Dunkelheit.

4. Szene

Es ist der frühe Abend des nächsten Tages.

*Man sieht Sarah, Jason und Robert auf der lin-
ken Seite auf ihren Rucksäcken sitzen.*

Robert schnitzt an einer Holzfigur.

Sarah: *blickt auf die Uhr* Ich werde unruhig.

Thomas und Irene sollten inzwischen zurück
sein.

Warum kommen sie nicht?

Sie zieht ihr Smartphone hervor, beginnt, eine Nummer einzutippen, dann bricht sie es ab.

Ich habe es gewiss zwanzigmal inzwischen versucht. Es gibt keinen Kontakt über Funkwellen mehr.

Sie steckt das Smartphone zurück.

Wir alle hätten für Thomas mitdenken sollen, als wir uns von der Hütte verabschiedeten. Man kann es ihm nicht vorwerfen, er vergisst Dinge. Selbst seine Tasche mit allen Papieren lässt er irgendwo liegen und merkt es nicht.

Jason: Er tut mir leid.

Ich hatte einen Großonkel mit einem solchen Tumor im Kopf.

Die letzten Monate dämmerte er nur noch dahin. Er erkannte niemanden mehr. Seine ganze Person war nach und nach ausgelöscht. Einfach verschwunden. Man sah ihn vor sich sitzen, und er war es doch nicht.

Thomas, wie ihr mir sagtet, ist Mitte vierzig.

Noch kein wirkliches Alter zum Sterben.

Eine Stille.

Du hast vorhin erwähnt, dass du Mutter gewesen bist. Du hast von vier Kindern gesprochen. Von einem Tag auf den andern waren sie alle aus deinem Leben verschwunden.

Du wolltest mehr darüber nicht sagen.

Ist es zu schmerzhaft für dich?

Sarah: Ich ging damals durch eine Phase von Depressionen.

Eins meiner Kinder war gestorben, eigentlich waren es fünf. Ein Blinddarmdurchbruch. Man

warf mir vor, nicht rechtzeitig den Arzt konsultiert zu haben.

Im gleichen Jahr starben meine Eltern, kurz nacheinander.

Ich hätte Hilfe gebraucht, um aus meinem Tal der Depressionen wieder heraus zu finden.

Ich bekam diese Hilfe nicht.

Willst du diese Geschichte voller Verzweiflungen tatsächlich hören?

Ich fühlte, wie ich mich meinem Mann entfremdete. Die gemeinsamen Stunden im Schlafzimmer empfand ich mehr und mehr als eine lästige Pflicht. Seinen Umarmungen und Küssen wich ich aus. Es war der Mann, den ich einmal geliebt hatte. Jetzt erschien er mir häufig roh und grob, besonders wenn er über den Durst getrunken hatte, ein Mann mit Macho-Gesten, lieblos und berechnend.

Mir waren vier lachende Kinder geblieben. Ich hätte glücklich sein können.

Sie zieht ein Taschentuch hervor, schluchzt und wischt sich erste Tränen aus den Augen.

Oh, wie hing ich an jedem von ihnen!

Und mein Mann – ich habe ihn zu hart beurteilt, wie ich eben über ihn sprach. Er spürte, wie meine Liebe schwand und er tat viel, um sie wieder zurückzugewinnen.

Doch etwas in seinen Gedanken war dunkel geworden.

Er glaubte, eine dunkle Verschwörung hätte die Welt im Griff.

Uns alle. Die ganze Menschheit.

Dieses Misstrauen legte sich wie ein Gift auf alles, was ihm im Leben begegnete.

Es legte sich auch auf mich.

Und doch, ich hätte es schließlich ertragen!

All diese finsternen Schatten – meine Kinder lachten sie schließlich fort.

Oh, wie ich meine Kinder liebte!

Wie ich es liebte, wenn sie im breiten Sessel zu viert auf meinem Schoß balgten.

Die Depressionen kamen und gingen.

Mein Mann sprach mit unserem Hausarzt und der empfahl, dass man mich einweisen sollte – nur zur Beobachtung und für eine Woche.

Am dritten Tag kam mich mein Mann mit den Kindern besuchen.

Ich ahnte nicht, dass ich sie an diesem Tag das letzte Mal sehen würde.

Als ich nach Haus zurückkehrte, war die Wohnung leer.

Ich blieb die Nacht über wach, weil ich ganz selbstverständlich die Rückkehr meiner Kinder erwartete.

Doch auch am nächsten Tag tauchten sie nicht auf.

Ich telefonierte mit den Schwiegereltern, mit allen Verwandten und Freunden meines Mannes, die mir bekannt waren.

Niemand konnte mir etwas sagen.

Sie unterbricht sich.

Soll ich fortfahren?

Mein Mann hatte in letzter Zeit häufig darüber gesprochen, sich selbständig zu machen. Er

hätte zwei gute Angebote, doch beide waren im Ausland, und ich sagte ihm, dass er dann alleine gehen müsse und die Kinder bei mir blieben. Jetzt war er gegangen.

Und die Kinder hatte er mitgenommen.

Sie wischt sich wieder die Augen.

Er hatte nicht den kleinsten Hinweis hinterlassen, wohin er gegangen war und wo er mit den Kindern jetzt war und wo ich sie hätte suchen können.

Meine Kinder waren für immer aus meinem Leben verschwunden.

Jetzt bricht sie doch in ein heftiges Schluchzen aus.

Sie waren noch so bedürftig.

Das jüngste war drei, der älteste sieben.

Mein Mann hatte sie mir einfach geraubt.

Ich sah das Gesicht meines Mannes im Schlaf.

Es war kalt und hart und versteckte ein Schuld-bewusstsein, das heimlich doch an ihm nagte.

Er wischte das Schuldgefühl fort mit dem Satz:

Er hätte die Kinder vor mir in Schutz nehmen müssen - vor meinen Depressionen, die auch sie bedrückten.

Und es gab einen zweiten Satz, mit dem er das Band zwischen meinen Kindern und mir perfide durchschnitt – ein Satz, der eine böse Lüge war. Er sagte zu ihnen: Eure Mutter liebt euch nicht mehr.

Ob sie ihm glaubten? Oder doch merkten, dass ein solches Wort nichts als eine kalte und böse Lüge war?

Ich taumelte in Verzweiflung durch meine verlassenen Zimmer.

Ich schnitt mir die Pulsadern auf.

Doch tat ich es ungeschickt, und ich sah, wie das austretende Blut wieder gerann.

Und ich begriff in diesem Moment, dass ich jede Chance, meine Kinder vielleicht doch noch einmal sehen und umarmen zu können, endgültig zunichtemachte.

Nein, immer noch hoffte ich.

Meine Kinder liebten mich, wie ich sie liebte. Wie konnte ich ihnen die Mutter wegnehmen, wenn sie doch eines Tages auftauchen sollten, nur um mich wiederzusehen. Wenn sie eines Tages vor meiner Türe ständen, um wieder bei mir zu wohnen.

Ich zählte ihre Geburtstage.

Ich zählte die Jahre.

Und ich wusste, dass mit jedem weiteren verstrichenen Jahr mein Bild in ihnen blasser und blasser werden musste.

Kinder lieben, was ihnen nah ist und was sie beschützt.

Sie verteilen ihre Liebe neu, denn ohne Liebe können sie nicht leben.

Ich konnte mich in diesem Punkt nicht selbst betrügen.

Alles was mir die Jahre mit ihnen an Glück und Liebe gegeben hätte, war unwiederbringlich verloren.

Ich spürte es Tag für Tag.

Mein Herz war durchlöchert von Schmerz.

Ich hätte nicht geglaubt, dass ein Mensch ein solches Ausmaß an Schmerzen ertragen kann und weiter doch atmet und lebt.

Schließlich nahm ich die Stelle einer Köchin in einem Kinderheim an.

Es wurde der Rettungsanker, der mich am Leben erhielt.

Manche dieser Kinder, die oft Waise waren, besuchten mich häufig in der Küche, und wieder hatte ich täglich ein Kinderlachen um mich. Manchmal kamen sie, weil sie traurig waren und wir weinten zusammen. War ihre Traurigkeit fort und lachten sie wieder, dann lachte auch ich mit ihnen.

Ich hatte meine Kinder verloren. Ich hatte viele neue Kinder gewonnen.

Doch immer stand am Ende ein Schmerz: immer kam einmal der Tag der Trennung, wenn sie das Heim verließen.

Es ging mir so nah, dass ich abends oft weinend auf meinem Bett saß.

Auch in ihnen würde mein Bild nach und nach verblassen. Und würden wir uns nach Jahren noch einmal begegnen, wäre ich ihnen fremd geworden – eine ferne Gestalt der Vergangenheit mit nur noch schattenhaften unbestimmten Konturen.

So ist es. Man betrügt sich, wenn man es so nicht sehen will.

Viele Nächte lag ich wach und spürte den Fäden nach, die mich noch mit meinen Kindern verbanden.

Sie wurden dünner, und verzweifelt ließ ich meine ganze Liebe hineinschießen, um ihnen wieder Kraft und Leben zu geben.

Doch ich fühlte, ich konnte diesen Kampf nicht gewinnen.

Und es war der eine Satz, der sie schließlich vergiftet hatte. Der Satz meines Mannes: Eure Mutter liebt euch nicht mehr.

Ich sah das Gesicht meines Mannes, den Mund, der es aussprach, und in diesen Momenten wurde mein Herz eine kalte Grube von Hass.

Meine Kinder sind längst erwachsen. Sie sind junge Damen und Herren geworden, sie leben längst ihr eigenes Leben.

Keines hat jemals nach mir gesucht.

Sie schweigt eine längere Zeit.

Darf ich dir etwas verraten?

Vor wenigen Wochen habe ich ihren Wohnort ausfindig gemacht – erst nur des einen, dann auch der drei anderen.

Was ich erfahren konnte, war, dass sie alle ihren sicheren Platz im Leben gefunden haben und dass sie wahrscheinlich glücklich sind.

Ich könnte sie besuchen gehen.

Doch mir fehlt der Mut.

Sie leben ihr eigenes Leben.

Sie brauchen mich nicht.

Ich bin ein fremdes Wesen für sie.

Sie wischt sich, wie schwer erschöpft, mit dem Taschentuch über das Gesicht und steckt es dann ein.

Wieder eine längere Stille.

Jason: Wenn du mich fragst: Ich würde es tun.

Ich würde sie aufsuchen.

Mit ihnen sprechen.

Ihnen erklären, was damals geschah.-

Doch den Mut dazu kann ich dir nicht geben.

Auch er schweigt wieder eine Zeit.

Es ist immer die Liebe, die uns am meisten ver-
letzlich macht.

Wird sie uns plötzlich genommen, erkennen
wir, dass wir ohne Liebe frieren auf dieser
Welt.

Je tiefer die Liebe, desto stärker unser Frieren,
wenn sie uns nicht mehr wärmt.

Wieder eine Stille.

Ich hörte das Wort „Gift“.

Ich hörte es auch gestern.

Irene sprach es aus.

Doch in einem anderen Sinn.

Sie verweigerte das Getränk, das uns die Gast-
geber anboten.

Sie fürchtete den Saft einer ihr unbekanntem
Knolle.

Es gäbe ein Gift in ihr, das sich durch jede un-
bedachte Nahrungszufuhr verstärken könne.

Ein Körpergift.

Ich wollte nicht weiter fragen. Doch ich sah,
als sie kurz die Handschuhe ablegte, die sie
sonst wohl immer trägt, wie ihre Finger übersät
waren von kleinen bläulichen Pickeln.

Thomas erzählte, sie sei gelernte Flötistin und
ihr Flötenspiel sei virtuos.

Doch die von ihrem inneren Gift entstellten Finger machten ihr das Spiel zunehmend zur Qual, so dass sie es inzwischen ganz aufgeben musste.

Die Ärzte konnten nichts tun, um sie zu heilen oder ihren Zustand doch erträglicher zu machen?

Sarah: Nein.

Und kein Arzt konnte feststellen, wobei es sich bei diesem Gift handelt und woher es kommt.

Auch Irene wurde vom Leben hart angefasst.

Es steht eine eigene Geschichte hinter diesem Gift, ich weiß davon, doch ich fühle mich nicht befugt, darüber zu sprechen.

Wie auch über dem Leben von Thomas seit vielen Jahren ein dunkler Stern steht.

Etwas das er wie eine schlimme Verwundung mit sich trägt, die sich nicht heilen lässt.

Vor einem halben Jahr begann sein Leiden an dem Tumor.

Doch manchmal denke ich: Er hat sich dieses weitere Leiden erschaffen, um von dem anderen, das ich nannte, frei zu werden.

Don scheint der einzig halbwegs Glückliche unter uns geblieben zu sein.

Robert hat seine Figur fertig geschnitzt.

Es ist ein die Vorderpfoten in die Luft streckender, sich aufbäumender Grizzly – handwerklich gut in Form gesetzt, ein Ausdruck von Dominanz und Macht.

Jason hat währenddessen seinen Rucksack als Sitzplatz verlassen und liegt, nur den Kopf an

seinen Rucksack gelehnt, nun ganz ausgestreckt auf dem Boden und blickt hinauf in den zunehmend nachtdunklen Himmel.

Jason: So liege ich oft, wenn ich auf Reisen bin.

Ich liege unter freiem Himmel und schaue einfach hinauf, lange, manchmal für Stunden, immer wieder überfällt mich eine Faszination beim Anblick der Sterne.

Wir Menschen hatten es uns einmal sehr übersichtlich und schlicht eingerichtet mit dem Bild einer Erde, die ihren festen, sicher verankerten Platz hat im All.

Sie war eine flache Scheibe mit Kontinenten und Meeren, mit Gebirgen und Inseln. Sie war der unverrückbare Mittelpunkt, bewacht von Gott und den Hierarchien seiner Engel und umkreist von den zahlreichen Sternen, die der Nachthimmel zuverlässig immer aufs Neue sichtbar machte.

Wir konnten dieses Bild mit seinen klaren Ordnungen nicht halten. Der Mittelpunkt wurde die Sonne, und unsere Erde umkreiste sie, klein und geschrumpft, gemeinsam mit den bekannten Planeten.

Auch dieses Bild mussten wir hinter uns lassen. Unsere Sonne wurde ein Stern unter tausend anderen - nicht tausend, nein, vielen Millionen weitere Sonnen. Sie waren zusammengefasst zu einer gigantischen Sterneninsel, und so hatten wir auch die Sonne als Mittelpunkt des Universums verloren.

Später entdeckten wir, dass außer der Sternensinsel, in der unsere Sonne ihren Platz hatte, noch andere dieser Sternensinseln existierten. Und wieder gab es auch diese zu Tausenden; es gab sie zu Millionen; es gab sie zu Milliarden. Es gab sie in gigantischen Entfernungen, der sie uns in einem Zustand zeigte, wie sie vor Jahrtausenden einmal aussahen – denn so lange brauchte das Licht, um bis zu unserem Planeten zu reisen.

Jede Galaxie, so sehr sie auch nur noch wie ein feiner Lichtnebel erscheint, ist der Wohnplatz von Milliarden Sonnen. Von diesen Sonnen gibt es in unserem Universum mehr als es Sandkörner auf diesem unseren Planeten gibt. Manche dieser fernen Sonnen sind Glühbirnen von tausendfachem Umfang unserer Sonne. Und geht ihre Milliarden andauernde Existenz dem Ende zu, blähen sich viele von ihnen zur Supernova auf, ein alles überstrahlendes Riesengebirge.

Er schweigt eine kurze Zeit.

Eines habe ich nie verstanden: Wie im Moment des Urknalls aus einem winzigen Punkt, weniger groß als die Spitze einer Stecknadel, so wie jedenfalls die Wissenschaftler es darstellen, ein Universum so atemberaubender Größe hat hervorgehen können.

Andere Wissenschaftler sprechen von einem „atmenden Universum“, das rhythmisch expandiert und sich wieder zusammenzieht, nur auf ein kleineres Maß. Das Universum existiert so-

mit immer, in diesem Weltbild braucht es den Urknall nicht.

Die Mehrzahl glaubt an den Urknall. Dann aber müssen wir fragen: Wer oder was gab jenem winzigen Punkt des Beginns die Kraft, ein ganzes Universum in ein dunkles Nichts hinaus zu katapultieren?

Wir wissen von Milliarden von Galaxien, überall um uns, manche von ihnen Milliarden Jahre älter als unsere eigene Galaxie. Und immer mehr Astronomen betrachten es als gewiss, dass viele der Milliarden Sonnen dieser Milliarden Galaxien ihre Planeten haben wie unsere Sonne. Das bedeutet: es gibt Billionen von Planeten im All.

Wie können wir immer noch einem Gedanken nachhängen wie dem, die Erde sei einzigartig im All und nur sie habe Leben und intelligente Lebewesen hervorgebracht?

Der gesunde Menschenverstand sagt mir, es muss unter diesen Billionen Planeten zahlreiche andere geben, die unserem Planeten gleichen. Und wie auf unserer Erde hat sich dort Leben und Intelligenz entwickelt – in Körperformen wie unseren oder ganz anderen.

Warum sollten andere Planetenmenschheiten, um vieles älter als wir, nicht Techniken entwickelt haben, die Lichtschranke zu durchbrechen und sich im All von Sonnensystem zu Sonnensystem und ihren Planeten zu bewegen?

Schon oft hat unsere Menschheit solche Schranken und Grenzen durchbrochen, von de-

nen man meinte, sie seien unüberwindlich und endgültig.

Blicke ich wie jetzt in den Nachthimmel, dann sprüht dieses Universum für mich von Leben und Intelligenz.

Robert: Was willst du damit sagen?

Jason: Nur das.

Dass es dort draußen überall lebendige Intelligenz gibt.

Und wir ein Teil davon sind.

Und dass es zu unserer Zukunft gehört, mit diesen anderen Intelligenzen zu kommunizieren.

Es wird geschehen und wir sollten uns nicht fürchten davor.

Wieder eine längere Stille.

Sarah: Du hast von jener Kathedrale gesprochen.

Bist du überzeugt, dass es sie gibt?

Jason: Es wäre noch vieles dazu zu sagen.

Vieles was in den Ohren der meisten absurd und lächerlich klingt.

Ich habe über Jahre die Antworten gesucht – in alten Dokumenten so wie mit Menschen, die auf den ersten Blick skurril erschienen und die mir doch sonderbare Geheimnisse anvertrauen konnten.

Sarah: Und wie sollten Menschen ein solch gewaltiges Bauwerk so im Verborgenen geschaffen haben?

Jason: Und wenn die Antwort darauf wäre: Es waren nicht Menschen, die sie erschufen -?

Sarah: Nicht -?

Bei diesem Gedanken wird mir schwindelig und ich will ihn nicht weiter denken.

Jason: Diese Kathedrale, so habe ich schließlich begriffen, stammt nicht aus unserer Zeit.

Und sie verschwindet nicht.

Sie wechselt nur die Materieform.

Und Haika sagte es zutreffend: Es hängt mit den geheimnisvollen Nebeln zusammen.

Was unsere Physiker seit langem schon wissen: Eine geringfügige Veränderung des Spins, der Rotationseigenschaften der Elementarteilchen um ihren Kern, reicht aus, um Materie in ein anderes Spektrum und für uns in eine andere Wahrnehmungsart zu verschieben.

Sarah: Das alles ist mir zu unverständlich, zu fern.

Ein tiefes Grübeln liegt auf ihrem Gesicht.

Doch etwas anderes hat mich sonderbar tief berührt –

etwas noch anderes, das du erwähntest, als du vorhin über diese Kathedrale sprachst.

Ich habe dich mehr dazu fragen wollen – und es dann doch nicht gewagt, weil ich an diese Kathedrale nicht glauben kann.

Du weißt, was ich meine?

Jason: Nein. Sprich es einfach noch einmal aus.

Sarah: *wiegt den Kopf.*

Es ist absurd. Ich kann an diese Kathedrale nicht glauben. Und möchte dir eine Frage stellen, die ihr eigentliches und größtes Geheimnis sein könnte – etwas, das ihr tatsächlich Sinn gäbe und das ihre Existenz plötzlich doch wahrscheinlicher machen könnte.

Sie kämpft um ihre Frage.

Dann ist sie doch entschlossen.

Wenn du dich nicht erinnerst:

Es war dein Satz, dass jeder, der diese Kathedrale schließlich doch findet, dort eine Last ablegen darf.

Etwas von dem er dann für immer befreit sein wird.

Wieder überkommt sie ein kurzes Schluchzen.

Dann mit leiser werdender Stimme Ich wüsste, was ich dort ablegen möchte.

Mein inneres Eitergeschwür, das mit den vielen Jahren niemals zur Ruhe kommt: meinen Hass. Meinen Schmerz um ein verpasstes, verlorenes Leben.

Und auch für Irene kann ich sprechen: Das Gift, das ihren Körper seit Jahren peiniget und verunstaltet, für das sie seit Jahren vergeblich nach Heilung sucht, dieses Gift wird sie ablegen wollen.

Und auch Thomas trägt seit Jahren eine Last.

Und jetzt, indem ich von beiden spreche, packt mich erneut diese Unruhe, dass sie noch immer nicht eintreffen.

Es konnte nicht mehr als zwei Stunden Weg zur Hütte gewesen sein, vier Stunden hin und zurück.

Warum kommen sie nicht?

Die Unruhe wird zu groß. Ich muss nach beiden schauen.

Sie macht eine verabschiedende Geste und verschwindet nach links.

Jason und Robert folgen ihr mit Blicken. Dann treffen diese Blicke selbst aufeinander.

Robert: *dreht spielerisch das von ihm geschnitzte Werkstück in der Hand.*

Manchmal denke ich: dass sie es längst durchschaut haben müssten – dass ich nicht Don bin, für den sie mich halten.

Ich bin der andere, der Dunkle, Robert, in dem sich alles Böse gesammelt hat.

Alles was mich von meinem Zwillingsbruder zu Anfang unterschied, war ein leichtes Stottern, für das ich oft ausgelacht wurde, und wenn man mich so auslachte, wurde das Stottern schlimmer.

Sarah hat die idyllischen Jahre einer uns fünf - die wir damals waren - eng verbindenden Freundschaft geschildert.

Ganz so idyllisch war es nicht.

Wir stritten auch.

Und eines Tages organisierten Thomas und Irene zwei Päckchen Zigaretten. Es war nur Neugier. Doch es war ein erster Schritt in die Sucht. Es folgte ein zweiter. Er und wieder Irene organisierten Alkohol. Auch diesmal war es nur Neugier. Und keiner betrank sich. Das Zeug schmeckte bitter. Doch mit zwölf organisierten die beiden ihr erstes Haschisch. Und ein Jahr später waren wir alle Kiffer.

Wir ließen es die Eltern nie merken und sie schöpften auch keinen Verdacht. Es hatte die Aura des Verbotenen, des Geheimen und viel-

leicht auch Gefährlichen, das alle noch fester zusammenschweißte.

Nicht aber mich. Mich schlossen sie aus.

Don und ich spielten häufig und gern das Spiel, dass wir die Rollen tauschten. Wir waren eineiige Zwillinge und auch für jene, die uns gut kannten, kaum zu unterscheiden. Was mich am Ende doch häufig verriet, war mein Stottern. Ich spürte es immer voraus, dass man mich auslachen würde, und so geschah es dann auch. Es entzog sich meiner Kontrolle.

Sarah sprach von dem abschüssigen Weg, den ich einschlug, nachdem sich unsere Familien getrennt hatten. Ja, ich spürte, in mir rumorte das Böse, es sprach zu mir in flüsternden Stimmen, und ich beging meinen ersten Raub. Es war der einzige, für den man mich je überführte und der Haftrichter entließ mich bereits nach wenigen Tagen.

Ich gelobte Besserung, doch ich wusste gleich, als ich es aussprach, dass dies eine Lüge war.

Die flüsternden Stimmen des Bösen behielten die Oberhand.

Längst begleiteten mich meine täglichen Zigaretten, meine Flasche Alkohol und mein Päckchen Cannabis und schließlich auch härtere Drogen. So vollgedröhnt fühlte ich mich mächtig und gut. Und das Rauben wurde eine Art Sport für mich.

Meist tat ich es in einem entfernten Stadtteil und in nächtlicher Dunkelheit. Ich schlug Autoscheiben ein und entwendete teure Autoradios.

Ich brach in Tankstellen ein und, als ich nach und nach immer mutiger wurde, auch in Villen und entwendete kostbaren Schmuck.

Das Dunkle, das Böse in mir wollte es so und es lachte dabei. Und schließlich musste ich meinen teuren Lebensstil, zu dem der regelmäßige Konsum von Drogen gehörte, auch finanzieren.

Ich spürte, das Böse in mir war stark genug, um mich zu jedem Verbrechen zu befähigen.

Und es geschah: Ich beging meine ersten Verbrechen.

Ich zähle es nicht weiter auf. Es bleibt mein Geheimnis.

Es waren Taten, in denen sich eine rohe Gewalttätigkeit entlud und seine Opfer suchte.

Mein Bruder stellte mich zur Rede, schon früh, und dann immer wieder. Er war der einzige, der ein waches Auge auf mich hatte und mein Treiben registrierte.

Schließlich waren wir tief zerstritten. Er drohte mich anzuzeigen. Ich wurde eine Zeit lang vorsichtiger, seine Drohung war ernst. Doch die Lust an Raub und Gewalt war das Stärkere und ich setzte mein Leben fort wie zuvor.

Inzwischen war ich der Kopf einer Gang, es gab Jüngere, die mich bewunderten und die von mir lernten, und ich verlangte absoluten Gehorsam und Unterwerfung.

Ich sagte: Das Böse in mir wollte es so. Ich schiebe die Schuld damit nicht weg. Denn ich war dieses Böse.

Manchmal spürte ich, dass es sich zum Wahn zu steigern begann. Doch nur in diesem Wahn spürte ich Größe und Macht - und wurde nur immer hungriger.

Dann geschah es, dass der Zwist mit meinem Bruder ein dunkles Ende nahm.

In einer grauen Morgenstunde erwachte ich, noch schwer benommen, und am Boden lag mein Bruder, mit aufgeplatzttem Schädel und starrem Blick. Ich wusste nicht, was geschehen war. Doch mir war klar, dass ich es gewesen sein musste, der ihn umgebracht hatte.

Es war nicht mein erster und einziger Mord.

Ich beseitigte alle Spuren, und ich wusste, dass es aus dieser Falle, in die ich geraten war, nur einen Ausweg gab: seine Identität anzunehmen.

Es gelang.

Mit seinen Papieren setzte ich mich ins Ausland ab, und mein Bruder, der nun ich war, galt als verschollen.

Dann geschah etwas Unerwartetes:

Zum ersten Mal verliebte ich mich.

Ich kannte die Begierde nach Frauen und ich folgte ihr, so oft sich die Gelegenheit bot.

Doch Liebe kannte ich nicht.

Es war eine junge Mexikanerin, die bereits zwei Kinder hatte und deren Mann bei einem Unfall zu Tode gekommen war.

Sie „entdeckte“ mich – wie sie es später einmal formulierte - in einer Cafeteria, in der sie arbeitete und in der ich mein Bier trank.

Sie hatte ein seltsam sanftes Lächeln, und ich bemerkte plötzlich, dass mich etwas noch Unbekanntes berührte.

Dies war nicht ich.

Oder war ich es doch?

Da züngelte diese Flamme in mir, die etwas wie eine magische Macht hatte.

Sooft ich ihr Lächeln erwiderte, blieb ich doch Tage noch unsicher, ob ich dabei nicht unbeholfen wirkte, vielleicht sogar lächerlich – ich, der ich mich über Jahre immer nur in Machogesten geübt hatte.

Sie nahm mich, wie ich war.

Und auch ihre Kinder liebten mich, eigentlich gleich mit den ersten Tagen, und ganz selbstverständlich und ohne Scheu ließen sie es mich fühlen.

Wann immer ich auftauchte, rannten sie auf mich zu und umarmten mich.

Das Glück dauerte ein Jahr.

Dann stolperte ich zurück in das dunkle Verließ, das ich in den vorangegangenen Jahren um mich erschaffen hatte. Meine Seele hatte es doch längst noch nicht vollständig verlassen, wie ich von mir glaubte.

Zwei Mexikaner hatten mich mit ihrem Lachen beleidigt, ich hatte an diesem Abend, eigentlich in guter Stimmung, beim Alkohol kräftig zugehört, und als ich die Bar verließ, stolperte ich und gewiss gab ich ein höchst lächerliches Bild dabei ab. Ich hörte ihr schallendes Lachen. Und Sekunden später prügelte ich auf sie ein.

Ich prügelte den einen zu Boden, ich trat ihn, dann auch den anderen. Am nächsten Tag erhielt ich die Nachricht, dass der eine im Krankenhaus verstorben war, und diesmal nahm man mich fest.

Es gab kein Entkommen. Selbst als man meine Betrunktheit mit in Betracht zog und mir deshalb mildernde Umstände zubilligte, lautete das Urteil dreiundzwanzig Jahre.

Für die mexikanischen Gefängnisse habe ich nur ein einziges Wort: es heißt Hölle.

Die Frau, die ich zu lieben begonnen hatte und deren Kinder mich liebten, durfte ich nicht wiedersehen. Es wäre anders gewesen, wenn wir geheiratet hätten. So blieb sie für alle weiteren Jahre aus meinem Leben ausgeschlossen.

In diesem Moment merkte ich grausam, dass mein ganzes Leben ein Irrtum gewesen war.

Und ich war bereit, das, was jetzt mit mir geschah, als eine Buße zu erkennen und anzunehmen.

Es gelang mir nicht.

In diese Hölle eingesperrt konnte ich nur überleben, indem ich mich härter machte, noch härter als ich es zuvor schon war.

In der Gemeinschaft mit Gangstern und Mördern, die dich umgeben wie stinkendes Vieh, die nach dir treten und lachen, wenn du zögerst zurückzutreten, die nur Spott und Verachtung kennen, die alles und jeden hassen und auch sich selbst, färbt ihr Gestank auf dich ab. Du kannst es nicht verhindern, du musst werden

wie sie – nur etwas härter noch und brutaler, dann ragst du ein Stück heraus aus dem stinkenden Sumpf, dieser alltäglichen Erbärmlichkeit, die dich zu ersticken droht.

Ich lebte unter Teufeln und ich wurde wie sie.

Ich bin endgültig verdorben, bis ins Mark, und ich spüre es und ich kann es nicht ändern.

Nach Kanada zurückgekehrt war ich wieder mein Zwillingbruder, ich konnte mich ausweisen mit seinen Papieren.

Über das was während der vergangenen dreiundzwanzig Jahre geschehen war, schwieg ich. - Wen auch ging dies etwas an?

Nach einem halben Jahr erreichte mich eine Einladung: die Einladung zu einem Gebirgs-wanderweg durch das raue Alaska.

Man empfing mich, wie man meinen Zwillingbruder Don empfangen hätte: mit weit geöffneten Armen. Sie wussten nicht, was sie sich antaten; wer ich in Wirklichkeit war.

Ich habe Thomas ein Versprechen gegeben. *Er zieht einen Revolver hervor.* Er überließ mir diesen Revolver und bat mich, ihn am letzten Tag unseres Zusammenseins zu erschießen. Er spürt das langsame Verdämmern seines Geistes und er will sich den Rest seiner Lebenszeit als ein geistiger Krüppel ersparen.

Täte nicht ich es, dann müsste er selber es tun – doch davor graute ihm. Wie ihm auch davor graute, sich in die tödliche Tiefe einer Kluft zu stürzen. Ein Schuss sei der schnellste und sicherste Tod.

Doch ich werde nicht nur ihn erschießen.
 Ich habe noch eine andere Rechnung offen.
 Das böse Lachen war es, das meine Seele als
 erstes vergiftete.

Und es wird zugleich eine Tat der Befreiung
 sein.

Du hast Sarah gehört, wie sie leidet.

Frage Irene und sie wird dir ein ebenso großes
 Leiden schildern.

Sie wollen erlöst sein. Ich habe es an ihren Bli-
 cken erkannt.

Und am Ende erlöse ich mich selbst.

Er steckt den Revolver zurück.

Du fragst dich, warum ich dir das alles erzähle?
 Weil ich für einen kurzen Moment das Mär-
 chen deiner Kathedrale zu glauben begann.

Spaltweit öffnete sich für diesen Moment eine
 Tür, die nicht einfach nur Tod hieß.

Er schüttelt den Kopf und winkt ab.

Keine Tür wird sich öffnen für mich.

Dies Leben war ein grausamer Ritt auf einem
 schneidenden Messer.

Ich habe verloren.

Selbst wenn es deine Kathedrale gäbe: Nie-
 mand würde mich einlassen.

Mein Atem würde die Luft verpesten - ich weiß
 es selbst.

Man hört Stimmen, er unterbricht sich.

Ich höre Stimmen.

*Von links erscheinen: Irene, Thomas und Sa-
 rah.*

Irene: *schwenkt eine kleine schwarze Tasche.*

Wir haben die Tasche, mit allen Papieren.

Wir haben die Hütte gefunden.

Sie hält an, ihre Stimme wird leise.

Doch etwas war sonderbar: Die Hütte war leer.

Überall Spinnweben, die Fensterrahmen und Scheiben der Hütte grau von Staub.

Thomas: Niemand wohnte dort.

Irene: Wir fanden den Ziegenstall hinter der Hütte.

Doch es waren keine Ziegen darin.

Thomas: Wir fanden die Hühnerkäfige.

Doch kein einziges Huhn war darin.

Irene: Alles schien verrottet.

Das Dach über dem Ziegengatter war eingebrochen. Was war geschehen?

Don und Jason – ihr erinnert euch doch -?

Wir haben gestern in dieser Hütte zusammengesessen, mit einem Holzteller Rentierfleisch in der Hand. Eine Frau namens Haika war unsere Gastgeberin, ihr Mann war ein robuster Alaska-Indianer, und dann gab es noch seine Mutter, die mit Haika am kleinen Herd stand und kochte...

Sie waren doch echt – ihr habt sie doch auch gesehen - genau wie wir anderen?

Jason: *von dieser Nachricht überfordert, er spricht tonlos* Das haben wir – ja.

Er erhebt sich. Ich brauche Schlaf.

Ich schlage mein Zelt auf.

Dieser Tag hinterlässt ein Dröhnen in meinem Kopf, das ich beenden muss. Ich bin erschöpft, ich muss schlafen.

Er zieht sein Smartphone hervor und nimmt nochmals auf seinem Rucksack Platz und macht eine Nummerneingabe.

Er lauscht.

Er gibt es auf.

Nichts. Alles tot. Keine Funkwellen mehr.

Möglicher Weise ist alles zusammengebrochen, über den ganzen Planeten hinweg.

Für wie lange?

Keiner weiß dies.

Es kann, wenn es letztlich doch glimpflich verlief, nach einer Woche behoben sein.

Es kann Jahre dauern..

Er steckt sein Handy wieder zurück.

Wen ich eben hätte anrufen wollen in dieser fortgeschrittenen Nachtstunde?

Ich verrate es euch:

Meine beiden Großmütter.

Sie leben seit zwei Jahren zusammen.

Sie keifen sich an und sie lieben sich.

Sie streiten laut und sie sind ein unzertrennliches Paar.

Ich dachte häufiger an sie, seitdem ich glauben muss, dass es gestern tatsächlich einen dramatischen Vorfall gegeben hat.

Wie bewähren sie sich bei ihrem Weg durch den Tag, wenn die vielen Schalter, auf die ihr Leben eingerichtet ist, ihre Funktion verweigern und tot bleiben? der Herd wie der Kühlschrank, der Fernseher wie das Radio.

Sie sind Mitte neunzig.

Ob sie es trotzdem irgendwie packen – mit ihren gebrechlichen Greisenkörpern und ihrem doch noch putzmunterem Geist, wie ich sie kenne?

Dunkelheit.

5. Szene

Vorn rechts wird in zarten Umrissen eine kleine Stube erkennbar.

Ein Tisch, zwei Stühle. Im Hintergrund ein schmales Fenster. Unter dem Fenster ein alter Holzschrank.

Die erste Großmutter sitzt am kleinen Holztisch und säubert ein Kuchenblech.

Die zweite Großmutter erscheint von links, ein Netz in der Hand, das mit Äpfeln gefüllt ist.

1. Großmutter: Was hast du herausbekommen?

2. Großmutter: Es scheint alle Ortschaften im Umkreis zu betreffen.

Vielleicht sogar noch darüber hinaus.

Keine Herdplatte wird mehr warm. Kein Backofen. Kein Fernseher läuft, kein Radio.

1. Großmutter: Kein Fernseher mehr...

Aber doch gewiss noch das Internet?

2. Großmutter: Kein Internet – nein.

Alle Computer: wie tot.

Alle Handys – wie tot.

In den Autos fallen die Navis aus.

In einigen Häusern, so sagte man mir, sind reihenweise die Glühbirnen zersprungen.

1.Großmutter: Wann, sagen sie, wird der Kurzschlusschaden behoben sein?

2.Großmutter: Das eben weiß man nicht.

Man weiß nicht einmal, ob es ein Kurzschluss in den Elektrizitätswerken war.

1.Großmutter: Was sonst -?

2.Großmutter: Etwas geheimnisvolles Anderes.

Der Mann, den ich zuletzt sprach, sagte zu mir: Wenn es das geheimnisvolle Andere ist, dann kann es Jahre dauern, bis alles wieder hergestellt ist.

1.Großmutter: Dann beschließen wir jetzt: wir warten es besser nicht ab.

Kein Apfelkuchen also. Was soll's?

Sie stellt das Kuchenblech am Tischbein ab.

Du hast Äpfel mitgebracht.

Zerstampfen wir sie. Machen wir uns ein leckeres Apfelmus.

Die zweite Großmutter lässt die Äpfel auf den Tisch rollen.

Die erste begutachtet sie.

Sie greift ein Messer aus einer Schublade und beginnt, einen ersten Apfel zu schälen.

2.Großmutter: *setzt sich zu ihr.*

Weißt du, ich denke das auch so wie du.

Wir machen uns einen gemütlichen Abend zusammen.

Sie greift ebenfalls einen Apfel und auch sie beginnt zu schälen.

Sie unterbricht und greift eine aufgeschlagene Zeitschrift vom Schrank und breitet sie auf dem Tisch aus.

Nehmen wir das für die Schalen, den Abfall.

1.Großmutter: Das Fernsehprogramm?

2.Großmutter: Wenn es aber doch kein Fernsehen mehr gibt?

Sie schälen.

Weißt du noch, wie wir uns für unsere Enkel Kindergeschichten ausgedacht haben und Märchen?

Einige haben wir aufgeschrieben.

Warte – ich weiß, wo ich sie finden kann.

Sie geht an den Schrank und öffnet die eine Schranktür, man blickt in eine kleine „Schrankrummelkammer“ von Büchern und losen Blattsammlungen.

Schließlich meint sie, das Richtige gefunden zu haben und kehrt an den Tisch zurück.

Manchmal machten wir es so:

Du schriebsst einen ersten Absatz, dann ich einen zweiten.

Dann du wieder einen, dann wieder ich.

Erinnerst du dich?

1.Großmutter: Wir haben es abgebrochen.

Es war keine gute Idee.

Immer bist du mir mit deinen Absätzen in die Quere gekommen und hast meine schönen Einfälle zunichte gemacht.

2.Großmutter: Es war wundervoll!

Sicher, es gab diesen einen Abend, an dem wir wegen einer Indianer-Geschichte in Streit gerieten, ich erinnere mich.

Doch sonst war es wunderbar.

Oft merkte ich, dass du genau den Gedanken hinzufügest, den ich auch selber gedacht hatte.

1.Großmutter: Wir haben es abgebrochen.

Es funktionierte nicht.

2.Großmutter: Wir hatten vor, ein Buch daraus zu machen und es zu veröffentlichen.

Du warst zu anspruchsvoll.

Wenn unsere Enkel diese Geschichten liebten, warum sollten dann nicht auch andere Kinder sie lieben?

1.Großmutter: *träumt ein wenig dem Gewesenen nach* Ja, es war schön, wenn sie uns mit ihren großen leuchtenden Augen betrachteten und gebannt an unseren Lippen hingen.

Eine unserer besten Geschichten, so erinnere ich mich, spielte in Alaska.

Es wurde zu einem Schauplatz vieler magischer Orte.

2.Großmutter: Ja, man konnte in zwei Zeiten zugleich leben. Meist in der Vergangenheit und der Gegenwart. Doch manchmal auch in der Zukunft.

1.Großmutter: Es gab Gebäude, die wanderten. Sie erschienen mal hier und mal dort.

2.Großmutter: Und es gab auch Bäume, die wanderten.

Die Pappeln der Silberblätter.

Einen ganzen Wald von Silberblättern ließen wir wandern – weil sie den Staub und die dreckigen Gase der Stadt nicht mehr ertragen konnten.

Sie suchten sich einen neuen besseren Ort.

Und das war Alaska.

1.Großmutter: Und die Menschen der Stadt begriffen plötzlich, wie sehr ihnen diese Silberpappeln doch fehlten, wenn sie verschwunden waren.

2.Großmutter: Wir haben die Geschichte nie zu Ende geschrieben.

Wollen wir sie nicht weiter erzählen – etwa so: dass die Menschen die Silberpappeln suchen und sie dringend und demütig bitten, wieder in ihre Stadt zurückzukommen?

1.Großmutter: Nicht alle Geschichten müssen ein versöhnliches Ende haben.

2.Großmutter: *wiegt den Kopf* Gewiss.

Andererseits: Wir müssen den Menschen doch eine Chance geben, sich zu besinnen und ihren Lebensstil zu ändern.

1.Großmutter: Es klingt so gut und man wünscht es sich. Doch wenn ich es nüchtern betrachte: Die Menschen ändern sich nicht.

2.Großmutter: Nur sehr sehr langsam ändern sie sich. Und sie müssen doch wenigstens eine neue Chance erhalten.

1.Großmutter: Manchmal denke ich, sie ändern sich nur, wenn sie echte Not erleben und Bitternis schmecken.

Da sollte man sich nichts einbilden: dass Märchen und schöne Geschichten sie ändern.

2.Großmutter: Aber sie lesen sie doch.

Immer noch viele von ihnen.

Es muss nur immer auch spannend sein.

1.Großmutter: *wiegt den Kopf* Ja – das wussten wir, es war unser Rezept: spannend und geheimnisvoll zu erzählen.

2.Großmutter: Weißt du noch, wie wir eine Gruppe von Wanderern durch Alaska schickten?

Die Hütte, in der sie mit den Indianern am Abend gespeist hatten, war am nächsten Tag in Luft aufgelöst.

Nein, sie war völlig leer. Sie war völlig verrottet und verfallen.

Sie waren in einen falschen Zeittunnel geraten.

1.Großmutter: Wir haben unseren Helden viel abverlangt.

Es gab hunderte von Nebeln, in denen sie sich immer wieder verirrtten.

2.Großmutter: Sie mussten zu einer Quelle aus flüssigem Quarz und Perlmutter.

Doch den Weg versperrte ein Feuersee.

1.Großmutter: Ja. Ganze Seen ließen wir brennen.

Ihr Feuer schmerzte, doch es verletzte nicht wirklich. Es war nur zur Reinigung – und die musste sein.

2.Großmutter: Ach, wir könnten unsere Geschichten so schön noch einmal zu Ende spinnen.

1.Großmutter: Doch ob Kinder sie heute noch hören wollen?

Sie sitzen nur noch vor ihren Computern und freuen sich an hirnlosen Ballerspielen.

2.Großmutter: Das genau ist es.

Deswegen hat der liebe Gott die Computer ausgeschaltet für eine Zeit.

Nutzen wir unsere neue Chance und erzählen ihnen Geschichten von wandernden Bäumen, von wandernden Dörfern und Kirchen.

Doch sagen wir besser nicht mehr „Märchen“ dazu.

Für Märchen verlacht man uns. Man meint, dass wir es dann nicht ernst meinten.

Wir aber meinen es ernst! Sehr ernst!

Doch nur fantastische Geschichten erzählen die wahre Wahrheit.

Geschichten ohne fantastische Wesen und fantastische Dinge sind nicht echt und nicht mehr als eine trockene Zeitungsreportage.

Das willst du doch auch -?

Das Echte und Wahre erzählen.

1.Großmutter: *inzwischen ganz sanft geworden* Ja, das will ich auch.

Dunkelheit.

Zweiter Teil

Erste Szene

*Die Szene liegt in einem leichten Nebel.
Sara, Irene, Jason und Robert sitzen rechts auf
ihren Rucksäcken.
Sie blicken starr und erschöpft vor sich hin.
Eintönige Windgeräusche.*

Sarah: Ich fühle nur noch den einen Wunsch:
endlich heimzukehren.
Wir sind heillos verirrt, seit Tagen.
Und immer wieder schließt uns eine Nebel-
wand ein und jedes Mal wird unser Suchen
noch konfuser und hilfloser.

Irene: Auch ich denke es längst:
Ich möchte heimkehren.
Fort, endlich nur fort aus dieser grauen, unwirt-
lichen Felsengegend.
Wir werden keine Kathedrale gefunden haben.
Wie wir auch unsere vier damals gepflanzten
Bäume nicht wiedergefunden haben.
Wenn dieses sinnlos Umherirren und Suchen
nur endlich vorbei ist.
*Plötzlich erklingen aus weiter Ferne die Töne
einer Orgel – und verwehen gleich darauf wie-
der im Wind.*

Thomas: Ich höre etwas.
Es klingt wie die Töne einer fernen Orgel.

Irene: Ich habe es auch gehört.

Doch es war mehr ein Klingen in meinem Kopf als außerhalb.

Ich sehe es nüchtern. Ich fürchte, es könnte das erste Einsetzen von Halluzinationen sein.

Thomas: *abwinkend* Für mich spielt es ohnehin keine Rolle mehr.

Er schweigt, mit zunehmend angespanntem Gesicht; er hat einen Entschluss gefasst.

Ihr sollt es alle wissen – nur dass keiner erschrecken muss, wenn es schließlich geschieht: Ich habe Robert gebeten, mich am letzten Tag dieser Bergwanderung zu erschießen.

Meine Zeit ist um. Es kostet mich zunehmend Mühe, klare Gedanken zu fassen.

Was bringt es mir noch, dass zunehmende Verdämmern meines Geistes zu erleben?

Ich werde nicht mehr ich sein. Immer weniger werde ich euch erkennen. Ich werde eure Namen nicht wissen. Und ich werde meinen eigenen Namen nicht wissen.

Er blickt kurz zu Robert. Es wird ein Freundschaftsdienst sein, und er hat es mir zugesagt.

Für mich ist es unwiderruflich beschlossen und es könnte in jedem Augenblick geschehen.

Auch jetzt.

Irene: Thomas – immer warst du der Starke, der Mutige.

Wie kannst du plötzlich so reden?

Thomas: Ein gezielter Kopfschuss tötet sekundenschnell und ist schmerzlos.

Er wird endlich meine Erlösung sein.

Ein Schweigen, die Frauen tauschen verstörte, unsichere Blicke.

Ihr kennt einen Teil meiner Geschichte.

Über anderes schwieg ich - aus Schwäche, aus Scham.

Was ihr wisst, ist, dass es diesen einen Punkt des Leichtsinns in meinem Leben gab, der plötzlich alles zerstörte.

Jason – Sarah sagte mir, dass sie dir ihre ganze Geschichte erzählte.

Willst du auch meine erfahren?

Doch du musst wissen: es gibt einen dunklen Punkt der Schuld darin.

Schuld nur aus Nachlässigkeit, nicht aus Bosheit. Und doch: Es hätte niemals geschehen dürfen.

Jason: *nickt, ohne Neugier, mit ruhigen Blick.*

Thomas: *rutscht von seinem Rucksack auf den Boden, er spricht mit an den Rucksack gelehntem Kopf.*

Lange galt ich als Schürzenjäger und Weiberheld. Zu Recht. Immer wieder suchte ich den Kick einer neuen Eroberung.

Der Flirt hatte dabei seinen wichtigen Platz, ein kleiner erotischer Funke genügte mir nicht. Er musste auf beiden Seiten gesprungen sein, bevor ich eine Frau in mein Schlafzimmer zog. Ich eroberte sanft. Und die Frauen ließen es sich gern gefallen.

So lebte ich über Jahre dahin, von Eroberung zu Eroberung.

Ein oberflächliches Leben, wie ich es rückblickend sehe.

Eine Frau wurde schwanger, ich sagte ihr, dass ich sie nicht heiraten würde, doch sie bestand darauf, das Kind auszutragen.

Schließlich war ich doch berührt von der kleinen rosafarbenen Puppengestalt: ein Mädchen.

Ich besuchte sie oft, und ganz selbstverständlich nannte sie mich Papa dabei.

Mit ihrer Mutter war ich schon lange kein Paar mehr, meine Liste der Eroberungen setzte sich fort, dies war mein Lebensstil.

Als gefragter Innenarchitekt verdiente ich gut, und meine monatlichen Alimente zu zahlen, war nie ein Problem.

Auch wenn der vorangehende Flirt mir wichtig war, meist genügte mir ein One-night-Stand. Ich sagte es den Frauen oft auch im Voraus. Ich wollte fair sein, keine sollte sich falsche Hoffnungen machen.

Ich war achtundzwanzig, als unerwartet und plötzlich meine erst zweiundzwanzigjährige Schwester starb - ein bösartiger Blutkrebs, den man zu spät entdeckte.

Sie ließ zwei Kinder zurück, zwei und drei Jahre alt, beides Jungen, und sie bat mich, als sie starb, dass ich mich um beide kümmere.

Der leibliche Vater hatte sich längst aus dem Staub gemacht, sie wusste nicht einmal seine neue Adresse. Somit waren die beiden praktisch Vollwaise, und so gab es es eine gewisse

Verpflichtung, der ich mich nicht entziehen konnte.

Ich bewohnte eine kleine Villa mit Garten und Swimmingpool, ein Kinderzimmer ließ sich schnell einrichten, und allmählich begann ich, die beiden tatsächlich zu lieben, fast wie ein Vater, wie ich auch meine inzwischen fünfjährige Tochter liebte.

Ich engagierte ein Kindermädchen, eine zuverlässige junge Person - einzig an dem Tag, an dem es schließlich geschah, meldete sie sich ab wegen einer Migräne-Attacke.

Es war ein sonniger Frühlingstag, und wieder einmal hatte es mich „gepackt“: Es betraf meine hochattraktive Nachbarin, üblicherweise war sie von ihrem Mann bewacht, wie von einem zähnefletschenden Hund, und selten allein zu sprechen. Doch über dieses Wochenende hatte er einen Arbeitsauftrag im Ausland, und die Wohnung des benachbarten Hauses war frei.

Meine Neffen spielten im Garten oder sie saßen mit meiner Tochter zusammen am Rand des Pools und ließen weiße Papierschiffchen ins Wasser gleiten, die meine Tochter für sie gefaltet hatte.

Im Pool schwammen zwei Matratzen, und wenn meine Tochter die Neffen bewachte, wie ich es ihr aufgetragen hatte, bestand eigentlich keine Gefahr.

Ich klopfte an das hintere Fenster des Nachbarhauses, sie öffnete die Tür und wir flogen uns in die Arme. Das schon lange aufgestaute Be-

gehen konnte sich endlich entladen - nun ja, es war einfach nur wieder das bekannte Spiel einer feurigen Lust, und sie hatte es herbeigesehnt genau wie ich.

Da hörte ich ein Martinshorn auf der Straße. Etwas erschreckt merkte ich, es war mehr als eine Stunde vergangen, ich zog mir rasch wieder die Kleidung über und verließ das Haus durch die hintere Tür.

Da sah ich es: zwei Sanitäter bemühten sich mit Atemgeräten um meine Neffen, die andere Nachbarin, rechts von meiner Villa, hatte sie alarmiert. Das denkbar Schrecklichste war geschehen: meine Neffen hatten – als meine Tochter kurz abwesend waren - die Matratzen zu sich gezogen, waren hinaufgeklettert und dann in den Pool gerutscht. Natürlich konnten sie beide nicht schwimmen, minutenlang lagen sie auf dem Grund des Pools.

Meine Tochter lief laut weinend auf mich zu, sie fühlte sich schuldig, doch auch sie konnte sich nur ein paar Schwimmszüge lang über Wasser halten. Sie hätte die beiden Jungen nicht retten können.

Mein Puls hämmerte bis zum Zerspringen, mir war bewusst: ich, nur ich war der Verantwortliche und der Schuldige.

Ich musste zusehen, wie die Sanitäter um das Leben der beiden Jungen kämpften und wie es bei dem einen, dem Jüngeren, vergeblich blieb. Der andere, der schließlich wieder schwach atmete, wurde mit Blaulicht auf die Kranken-

station gefahren.

Ich stürzte in einen inneren Abgrund, und ich wusste, dass ich mich nie wieder unbeschwert daraus würde erheben können.

Der Ältere überlebte. Doch die langen atemlosen Minuten im Wasser des Pools hatten einige Zellen seines Gehirns irreparabel zerstört. Die Ärzte riefen mich zu sich und erklärten mir, dass der Junge bis an das Ende seines Lebens behindert sein würde, wahrscheinlich schwer.

Dies war der Tag, an dem alle Lebensfreude – eine Geistesverfassung, die für mich über Jahre das ganz Natürliche war - in mir zerbrach. Ich wusste, ich würde nie wieder lächeln können, so wie ich vorher unbekümmert gelächelt hatte. Der Weg zum Begräbnis des Jüngeren wurde ein Spießrutenlaufen, denn alle wussten inzwischen, wie es zu dem Unfall im Swimmingpool gekommen war.

Noch hoffte ich in einem Winkel meiner Seele, dass die düsteren Prognosen der Ärzte über den Zustand des Älteren nicht in aller Härte eintreffen würden.

Das aber taten sie. Der Junge lernte nie sprechen, er musste gefüttert werden, und es kostete ihn größte Mühe, sich allein aus dem Bett erheben. Er war für immer auf den Rollstuhl angewiesen. Und das einmal hübsche schlaue Jungengesicht war entstellt, und ein gedankenleeres Dauergrinsen hatte darauf Platz genommen. So oft ich es sehen musste, fühlte ich es als bittere Anklage.

Warum war er nicht gleichfalls ertrunken?
Welchen Sinn sollte sein Leben noch haben,
wenn er in einem aufs Schwerste geschädigten
Körper dahinvegetierte?

Auch die Beziehung zu meiner Tochter war
nicht mehr die frühere. Sie fühlte sich schuldig
und wusste doch, dass sie es in Wahrheit nicht
war und ich ihr die Last einer Verantwortung
aufgebürdet hatte, die sie nicht tragen konnte.

Ich beschloss, in einer Stunde der tiefen Reue,
den so schwer behinderten Neffen mit in mein
Haus zu nehmen. Doch er brauchte eine Rund-
um-die-Uhr-Betreuung, und ich ertrug es nicht
länger als wenige Tage.

Meine Tochter und ihre Mutter zogen sich aus
meinem Leben zurück. Nach vier Jahren erfuhr
ich, dass meine Tochter psychologische Be-
treuung brauchte. Als sie vierzehn war, nahm
sie sich das Leben.

Ich verlor alle Freunde. Die Düsternis, die ich
mit mir trug, war unerträglich für sie.

Und auch die Rolle des Frauenhelden und be-
gehrten Liebhabers musste ich aufgeben. Ich,
der ich einmal wie überschäumte vor leiden-
schaftlicher Lust, versagte im Bett. In allen Au-
gen, die mich zum Liebesspiel lockten, sah ich
die Augen der jungen Nachbarin – und tief hin-
ter diesem Blick lauerte wieder die bittere An-
klage.

Er war der erbärmliche Schatten meiner selbst.

Eine kurze Stille

Für diese Tage, die ich noch einmal mit euch verbrachte, habe ich es überspielt. Doch könntet ihr meine Seele sehen, ihr sähet einzig etwas wie ein längst versunkenes Wrack. -

Es war gut für mich, diese Geschichte noch einmal vollständig zu erzählen. Ich danke euch. Ihr habt mir die Gelegenheit dazu gegeben. Und an diesem Tag sterbe ich noch nicht. Doch morgen vielleicht. Oder übermorgen.

Mein Entschluss ist gefasst.

Und nichts auf der Welt wird mehr etwas ändern daran.

Plötzlich ertönt wieder fernes Orgelspiel.

Es verweht. Dann erklingt es ein zweites Mal – diesmal näher und zuletzt mit einem fast dröhnenden Akkord.

Irene: Das ist unheimlich.

Woher kommen erneut diese Orgelklänge?

Robert: Fragt ihn. *Er zeigt auf Jason.*

Oder fragt auch mich und ich werde euch sagen, was er antworten wird:

Es ist die Orgel der mysteriösen Kathedrale – sie kann ganz von fern klingen und im nächsten Augenblick nah.

Offenbar ist sie sogar fähig, sich zu bewegen und zu wandern.

Sarah: Sie bewegt sich, sie wandert...

Könnte das heißen, dass sie uns sucht?

Robert: *bricht in ein kurzes Gelächter aus.*

Dann Glaubt dem Märchen.

Glaubt, dass sie euch sucht.

Wenn es so wäre, warum zeigt sie sich dann nicht?

Es scheint real, doch es ist nur ein Dröhnen in unseren eigenen Köpfen.

Haika und ihr Mann, der Alaska-Indianer, treten auf von rechts.

Irene: Ich traue meinen Augen nicht...

Da sind sie wieder – unsere freundlichen Gastgeber aus der Hütte, Haika und ihr Mann, der Alaska-Indianer.

Sie steht auf, geht auf sie zu.

Hallo – wie schön, euch wiederzutreffen. Und völlig unversehrt.

Was ist geschehen?

Haika scheint ihre Frage nicht zu verstehen.

Wir fanden eure Hütte grau von Staub und voll Spinnweben.

Sie schien wie seit Jahren unbewohnt.

Und noch am Abend hatten wir davor gegessen und festlich mit euch gegessen.

Haika blickt sie nur weiter ratlos an.

Nun kommt auch die alte indianische Mutter dazu.

Die drei, Haika, ihr Mann und deren Mutter, unterhalten sich wieder flüsternd.

Haika: *schließlich* Ja – meine Schwiegermutter kann sich erinnern.

Es liegt lange zurück.

Sie lag in der Hütte und träumte.

Plötzlich tauchten vier Bergwanderer auf, zwei Männer, zwei Frauen.

Die drei unterhalten sich erneut flüsternd.

Sie sagt, dass sie euch einen leckeren Rentierbraten zubereitet hat.

Ist dies richtig?

Irene: Ja, so war es.

Es liegt lange zurück?

Haika: Sie sagt, sie erkennt euch genau.

Doch es war nur ein Traum.

Und ihr vier seid nur Traumgestalten.

Irene: Bitte -?

Sie nennt uns Traumgestalten?

Die drei besprechen sich nochmals kurz, dann wollen sie einfach weitergehen.

Irene läuft ihnen nach.

Halt! Geht nicht einfach!

Wir sind in diesem Gebirge verirrt.

Wir brauchen Hilfe.

Wir finden aus dieser Steinhölle mit seinen ständigen Nebeln nicht mehr hinaus.

Wir wollen nichts anderes, als endlich heimkehren.

Wir kommen aus Kanada.

Sagt uns, wie wir gehen müssen, um wieder nach Haus zu finden.

Die drei halten noch einmal an, besprechen sich wieder.

Haika: Die Mutter meines Mannes sagt: Ihr seid seit Tagen auf dem richtigen Weg.

Die Nebel gibt es nicht wirklich.

Doch wenn sie endlich für euch verschwinden, werdet ihr sehen, dass ihr immer nur dem richtigen Weg gefolgt seid.

Keiner von euch ist verirrt.

Die drei gehen weiter.

Haika dreht sich noch einmal um.

Geht immer weiter, so wie bisher.

Es gibt keine falschen Wege.

Die drei verschwinden in den Bühnenhintergrund.

Irene: *bleibt mit ratlosem Blick zurück.*

Wir sind nicht verirrt...

Es gibt keinen falschen Weg...

Dunkelheit.

2. Szene

Wieder rechts vorn die kleine Stube.

Die erste Großmutter sitzt wieder am Tisch und putzt eine Öllampe, während sie gleichzeitig liest – in Blättern, die in losen Stapeln neben ihr auf dem Tisch liegen.

Die zweite Großmutter erscheint von links, einen Sack auf dem Rücken, aus dem lange Äste ragen.

2.Großmutter: *schüttet den Sack auf dem Boden aus.*

Brennholz.

Gut, dass wir den alten Kamin nicht haben zu mauern lassen.

Er wird uns für den kommenden Winter noch sehr nützlich sein.

1.Großmutter: Was sagen die Leute im Dorf?

2.Großmutter: Alle sammeln sie Brennholz ein.

Es gibt sehr viel davon. Keiner hat es jemals gesammelt.

Wenn es doch nicht reichen sollte, werden sie ein paar Bäume schlagen.

1.Großmutter: Ich habe nachgedacht.

Wir haben unseren Garten hinter dem Haus. Wir haben ihn verwildern lassen. Doch vor Jahren hat er uns einmal gut ernährt.

Kartoffeln und Mais. Bohnen und Rettiche. Und viele weitere Gemüsearten.

Auch das alte Glashaus könnten wir noch einmal aufstellen.

Was sagst du?

2.Großmutter: Im Augenblick tun es alle.

Sie setzen ihre alten Gärten wieder in Stand.

Und alle, die ihre Obstbäume im Sommer und Spätsommer nicht abgeerntet haben und die Früchte verfaulen ließen, bereuen es.

Andere haben es getan.

Die leben jetzt besser.

Sie greift eine Axt und beginnt, das Brennholz klein zu schlagen. Sie tut es mit kraftvollen Hieben.

1.Großmutter: Du kannst es noch gut.

Sie bricht einige der noch längeren Äste und Zweige in kleinere Stücke.

Unser Kamin...

Es ist ohnehin viel gemütlicher mit ihm.

2.Großmutter: *setzt ihre Arbeit mit kraftvollen Hieben fort.*

Dann prustet sie und stellt die Axt in die Ecke.

Für heute genug.

1.Großmutter: Was ich dir unbedingt sagen will:

Unsere alten Geschichten und Märchen waren doch gut.

Ich habe mich darin festgelesen.

Wir sollten die Arbeit fortsetzen.

2.Großmutter: *prustet noch etwas erschöpft und nimmt Platz.*

Ja, wenn nun auch du dieser Meinung bist...

1.Großmutter: Und was ich dir nie gesagt habe.

Du warst eine einzigartige Erzählerin und Vorleserin.

Wie du es gesprochen und mit Gesten begleitet hast, hast du alles zusätzlich lebendig gemacht.

Ich konnte es nie so wie du.

2.Großmutter: Weißt du, es ist nur ein Trick.

Man muss einfach tief, ganz tief in die andern Gestalten und fremden Wesen hinein. Man muss einfach werden wie sie.

Wenn man das einmal richtig begriffen hat, wird es ganz leicht.

1.Großmutter: *Blätter wendend* Ein paar Mal habe ich auch kräftig gelacht bei unseren alten Geschichten.

Weißt du noch – unser „Tal der sprechenden Felsen“?

Es gab diesen „Wahrheitsfelsen“.

Wenn jemand eine Lüge sprach, drehte der Felsen es um in die Wahrheit.

Oder jemand wollte etwas Gemeines und Gehässiges sagen.

Dann kamen nur lauter freundliche Sätze aus seinem Mund, und er lobte und lobte und lobte.

2.Großmutter: Unser „Wahrheitsfelsen“, ja!

Schlimm war es vor allem für Kalix, unserem reitenden Ritter und finsternen Giftzwerg.

Als er sich dem heranreitenden König als treuer Gefolgsmann und glorreicher standhafter Held präsentieren will, hört der König die Worte: Ich bin ein Giftzwerg und verlogener Gauener, ich bin ein Angsthase und nehme vor jedem Gegner Reißaus.

1.Großmutter: Mit welchem Liebreiz und Witz du es noch immer erzählen kannst.

2.Großmutter: Liebreiz? – Nein.

Mein Liebreiz hatte längst sein Verfallsdatum.

Abgelaufen, für immer.

Da mache ich mir nichts vor.

1.Großmutter: Wir hatten einige glänzende Einfälle.

Nein, eigentlich viele.

Sie sammelt einige Blätter aus dem Blätterstapel heraus.

Du erinnerst dich? „Das Tal der rückwärts laufenden Zeit“ -?

„Das Tal der singenden Schatten“?

Die vier reisenden Helden erfahren, dass sie nur in den Träumen der andern real und wirklich sind und deshalb nur Traumfiguren.

Das beschließen sie zu ändern und es gelingt: Sie brechen auf erschaffen ihre eigenen Königreiche.

2.Großmutter: Wir hatten glänzende Einfälle, viele.

Wir haben unsere Kreativität einschlafen lassen. Wir haben sie vor die Hunde gehen lassen.

Sie schüttelt mit dem Kopf.

1.Großmutter: Und da gibt es noch die Geschichte vom „Tal der Schlangen“.

Man muss ihren Blicken standhalten und sie mit den Augen regieren lernen.

Dann strömt Weisheit von ihren Zungen, kein Gift mehr.

2.Großmutter: Dann werden sie sogar Freunde der Menschen und wichtige Ratgeber - etwa wenn sich die Menschen „im Tal der Sümpfe“ verirrt haben

Viele sind in diesem Tal der Sümpfe verirrt.

1.Großmutter: Sie sind dort verirrt und manche merken es nicht einmal.

Dann brauchen sie die Hilfe und Weisheit der Schlangen.

2.Großmutter: *mit zunehmend leuchtenden Augen*

Und erinnerst du dich an das Tal der Talux-Blüten, die mit ihrem betäubenden Duft die Wanderer festhalten, so dass sie das Ziel vergessen, zu dem sie aufgebrochen sind?

Sie können es für immer vergessen und in den betäubenden Düften in einen seligen Schlaf fallen, aus dem sie erst nach einem Jahrhundert wieder erwachen.

Dann betreten sie eine fremde Welt. Niemand kennt sie mehr. Und sie müssen alles neu entdecken. Selbst ihre Namen müssen sie wieder entdecken.

Immer wieder blicken die zwei auf ihre Blätter-sammlung.

1.Großmutter: Und dann das „Tal der Singenden Adler“. - Sie haben als Belohnung für den Schutz

einer Schar von Nachtigallen die Gabe des Singens erhalten.

2.Großmutter: Das Tal der Maulwürfe.

Sie graben und wühlen immer nach Wissen.

Sie ordnen alles in kleinen Käfigen.

Wissen, Wissen und Wissen.

Und noch kein einziges Mal haben sie ihre Maulwurfgänge verlassen und sie wissen nichts von der Sonne, nichts von Sternen und Mond.

1.Großmutter: „Das Tal der Goldenen Wasserfälle.“

Sie sind voll goldenem Staub.

Doch man kann ihn nicht einfangen.

Sobald man ihn von den Strudeln und schäumenden Wellen löst, verliert er seinen goldenen Glanz.

2.Großmutter: „Das Tal der Tanzenden Morgenwolken.“ – Sie haben Gesichter, sie haben Arme und Beine, sie bewegen sich in vollendeter Grazie.

Doch manchmal sind sie betrunken. Dann tanzen sie wild durcheinander, sogar rabauken können sie dann. Doch niemandem tut es weh.

1.Großmutter: „Das Tal des Goldenen Schnees.“-

Doch man darf nicht darin einschlafen. Man merkt es nicht, dass man wohliger erfriert.

2.Großmutter: „Das Tal der tausend Nebel und tausend Irrwege.“

1.Großmutter: „Das Tal der miteinander kämpfenden Sturmwinde“ und „das Tal der tausend Gewitter“. Ihre Blitze sind so grell, dass das Auge daran erblinden kann.

2.Großmutter: „Der Garten der stummen Sängerin“.

Der Garten ist riesig und sie sucht ihre Stimme darin, die sie verloren hat.

Ihre blinde Tante stößt mit den Zehen daran. Da antwortet die Stimme mit einem leisen Klirren und Summen und springt zurück in die Kehle der Sängerin.

1.Großmutter: „Die gelähmte Tänzerin“.

Sie sitzt im Rollstuhl und weint und klagt. Und wenn die Leute ihr Unglück nicht glauben wollen, springt sie aus ihrem Rollstuhl und tanzt ihnen mit Eleganz einen ihrer königlichen Tänze vor, wie sie es konnte, bevor sie gelähmt war.- Und die Leute glauben ihr nun und zeigen es mit tosendem Beifall.

Dann kehrt sie in den Rollstuhl zurück und alle weinen mit ihr.

2.Großmutter: „Der Namenlose“, der in Gier nach Gold seinen Namen verkauft.

Doch ohne Namen vergisst er nach und nach, wer er selber ist. Da gibt er das Gold zurück und nimmt wieder seinen Namen dafür.

Immer wieder wenden sie Blatt um Blatt.

1.Großmutter: Der funkelnde Eispalast und das Zimmer des „Ewig-Frierenden“.

Wie viele Mäntel und Felle er sich auch um die Schultern legt – er friert doch immer. Es wird nicht besser.

Bis dann -

2.Großmutter: Bis das Zimmermädchen hereinkommt und lacht und ihm ein Stück ihrer Liebe schenkt.

Sofort ist sein Frieren beendet, und er weiß, dass er niemals etwas anderes gebraucht und gesucht hat.

2. Großmutter: Wie konnten wir das alles vergessen?

Sie lachen sich an.

Dunkelheit.

3. Szene

Zwei Tage später. Früher Nachmittag.

Alle vier, Sarah, Irene, Robert und Jason sitzen wieder auf ihren Rucksäcken.

Sie machen Rast und sie essen, bis auf Irene, aus kleinen Blechgefäßen.

Es liegt wieder ein leichter Nebel über der Gegend, der sich aber allmählich verzieht.

Irene: *hält eine etwa armlange lebende Schlange mit der rechten Hand direkt hinter deren Kopf gepackt, mit der linken Hand hält sie das Ende. Schlangen...*

Sie leben zwischen den Felsen versteckt.

Man findet sie erst, wenn man sie zu suchen beginnt.

Dann sind es viele.

Die Schlange ringelt sich.

Ich fürchte sie nicht.

Schon als junges Mädchen hatte ich Freundschaft mit zwei Schlangen geschlossen.

Ich sah sie als meine Beschützerinnen.

Nachts schliefen sie zusammengerollt am Fußende meines Bettes.

Zu Jason Willst du wissen, wie es dazu kam?
Schlangen sind mir vertraut – und ich spüre,
dass sie das gleiche Vertrautsein spüren.
Sie sind wie zwei Wesen in einem:
Viele tragen, wie diese, gefährliche Giftzähne
im Maul.
Doch blickt man in ihre Augen, dann ist es, als
ob man in die Vergangenheit blickt.
Es ist, als hätten diese Augen viel Wissen ge-
sammelt.
Frühere Völker sahen in ihnen sogar ein Sym-
bol für Weisheit.
Die Griechen statteten ihren Gott Hermes mit
einem Stab aus, auf dem man zwei Schlangen
erkennt. Sie sollten eine geheimnisvolle Heil-
kraft symbolisieren.
Schlangengift wurde oft zu Heilzwecken ver-
wandt. Gift in der kleinen Dosierung kann hei-
lende Kräfte haben.
Erst wenn es in unkontrollierten Mengen den
Körper durchschwammt, beginnt seine zerstö-
rerische Wirkung.
*Sie hat die Schlange auf ihrem Schoß abgelegt.
Dort liegt sie jetzt, friedlich zusammengerollt.*
Als ich zwölf war, starb mein Vater.
Mutter trauerte wenig. Sie vermisste ihn nicht
einmal, nicht wie ich ihn vermisste. Sie hatte
bereits einen neuen Liebhaber.
Der fremde Mann zog in unser Haus ein.
Für mich baute man im Keller ein neues Zim-
mer aus. Ich mochte dieses neue gemütliche
Zimmer und freute mich.

Mutter ahnte nicht, dass dieser Mann ein Geheimnis hatte.

Ich allerdings spürte es bald.

Ihr Redefluss stockt einen Moment.

Dann spricht sie es mit scheinbarer Gelassenheit aus. Er liebte eigentlich nicht Mutter.

Er liebte mich.

Nach einer erneuten Stille.

Er näherte sich mir mit kleinen Küssen.

Er näherte sich mir mit Umarmungen, die meist – ich spürte es unmissverständlich – auf meine gerade wachsenden Brüsten zielten.

Ich war verwirrt. Es waren Liebesbezeugungen. Stößt man jemanden, der einem seine Liebe bezeugt, zurück?

Doch ihn zurücklieben?

Er war nicht unattraktiv. Doch seine kantige Nase mochte ich nicht. Und noch weniger mochte ich seine schmalen Lippen.

Er wäre nicht der Mann meiner Wahl gewesen.

Einmal, in Abwesenheit der Mutter, versuchte er es mit Küssen auf den Mund.

Ich verspannte hart meine Lippen.

Es war ein deutliches Signal der Abwehr.

Er aber kümmerte sich nicht darum.

Er versuchte es wieder und wieder.

Mehrmals spürte ich seine vorschnellende Zunge dabei.

Ich schüttelte mich.

Einmal, wir lebten jetzt etwa drei Wochen zusammen und meine Mutter war an diesem Nachmittag unterwegs, kam er zu mir ins Zim-

mer – und wieder begannen diese Zudringlichkeiten. Ich wollte fort. Da merkte ich, dass er die Zimmertür verschlossen hatte.

Er versuchte es erneut mit Küssen auf meinen Mund.

Ich wand mich aus seinen Armen.

Doch er griff mich erneut, noch härter, und drückte mich an sich.

Ich schrie.

Da schob er seine harte Hand über meinen Mund und warf mich aufs Bett.

Ich merkte, dass alle Gegenwehr zwecklos war. Aus seinen Augen funkelte Wut, meine Gesten der Abwehr hatten seinen männlichen Stolz verletzt.

Seine starken Hände drückten meine noch schwächtigen Schultern roh auf die Matratze, und ich fühlte, dass diese Hände zu jeder Art von Gewalttätigkeit fähig waren, wenn ich mich weiterhin widersetzte.

Ich resignierte. Und ich spürte, er hatte kein Unrechtsdenken dabei.

Er wollte mich in das Wunder körperlicher Lust einweisen. Er wollte mir die Beglückung schenken, die er selber empfand.

Mutter gegenüber schwieg ich. Sie war seit Wochen wieder in seelischem Gleichgewicht, sie liebte diesen Mann und mein Sprechen hätte für sie dieses neue Glück in wenigen Augenblicken zerstört.

Noch über ein Jahr lief es so, und er tat es ohne Unrechtsempfinden. Dieser Akt der Gewalttä-

tigkeit war für ihn nur eine Spielart seiner Männlichkeit.

Ihre Blicke kreisen am Boden. Eine Stille.

Dann hatte ich meine zwei Schlangen.

Sie waren mir zugelaufen, von irgendwoher, genau in unseren Garten, sie hockten zwischen den Salatblättern, und als ich näher kam, krochen sie sofort auf mich zu. Ich fühlte es wie eine Verabredung.

Mein Stiefvater, so hatte ich es bei einem Gespräch zwischen ihm und meiner Mutter mitgekommen, hatte eine Schlangenphobie. Jetzt verfügte ich über eine Waffe.

Zwei ausgewachsene Kreuzottern, an dem schön gezeichneten Mutter leicht zu erkennen; als ich sie griff, bleckten sie die gelbweißen Zähne und zeigten ihr Gift, doch ich ließ keinen Zweifel daran: Ich war jetzt ihre Herrin.

Im Keller stand ein leeres Aquarium, ich polsterte es aus, und indem ich meine Schlangen an allen folgenden Tagen mit Nüssen, Käfern und schließlich auch Fröschen und toten Mäusen fütterte, versuchte ich, etwas wie Freundschaft zwischen uns herzustellen.

Es gelang. Ich konnte sie mir auf den Schoß setzen, sie hatten ihr bedrohliches Zischen eingestellt, öffneten sie dennoch einmal bedrohlich das Maul, schob ich etwas Essbares hinein. Ich sagte es schon: Sie waren meine Waffe.

Als mein Stiefvater erneut in mein Zimmer ein-drang, gab ich mich anfangs apathisch und willig, dann griff ich in das Bassin unter meinem

Bett, das dort inzwischen seinen festen Platz hatte und streckte ihm beide Schlangen direkt ins Gesicht.

Er sprang auf und verließ fluchtartig das Zimmer. Kein Versuch einer Gegenwehr, wie ich es anfangs heimlich befürchtet hatte; ich hatte seine Phobie als meine Verbündete.

Nie mehr kam er ins Zimmer, nie mehr machte er den Versuch eines Übergriffs. Und die Schlangen gegenüber meiner Mutter ins Gespräch zu bringen, war gefährlich für ihn: Er musste fürchten, ich würde jetzt offen über alles Vorangegangene sprechen.

Allerdings:

Es blieben tiefe Spuren in mir.

Die erlebte Gewalt prägte mein Männerbild.

Setzte sich ein Mann neben mich, rückte ich erst einmal fort. Ich sah, dass meine Freundinnen Arm in Arm mit jungen Männern ausgingen, einige auch mit schon älteren. Was so offenbar völlig normal für sie war, war mir als junge Frau nicht möglich.

Ein Teil meiner Seele fühlte Neid. Ein anderer Hass.

Der Hass saß tief. Denn natürlich fühlte ich die normale Sehnsucht einer jungen Frau nach Liebe. Doch das innere Fenster, das ich dafür hätte öffnen müssen, ließ mich zugleich in einen Raum voller Grimassen blicken.

Eine Kammer der Schrecken.

In alle Regungen der Körperlust waren die Muster der Gewalt eingestanz.

Ich fühlte mich verunreinigt, beschmutzt, entstellt.

Mein Hass auf Männer ging mit einem tiefen Selbsthass einher.

Eines Nachts, plötzlich aufgewacht und im Dunkel unruhig umherwandernd, fand ich mich vor dem Flurspiegel wieder.

Es war das Grauenhafteste, das ich jemals erblickte: Die Gestalt im Spiegel trug einen doppelten Schlangenkopf, als ihre Zähne aufblitzen, verschmolzen die zwei Köpfe zu einem und verwandelten sich in einen Totenkopf, es baumelte ein ausgemergelter Körper daran, er hatte Hände und Finger, und diese Finger waren schwarz und hatten die drahtige Form von Spinnenbeinen.

Ich taumelte in mein Bett zurück.

Über Stunden lag ich in völliger Erstarrung.

Ich wusste, dass ich in meinem Leben etwas verändern musste.

Etwas durch das sich meine Aufmerksamkeit auf Neues und Anderes richtete und sich von den alten Bildern nach und nach lösen konnte.

Ich begann, Psychologie und Politwissenschaft zu studieren..

Mein neu gefasster Entschluss war, für Frauenschutz und Frauenrechte zu kämpfen. Es sollte den mich zerfressenden Hass nach außen wenden – in eine Kraft, die die Dinge in der Welt zum Besseren veränderte.

Ich engagierte mich in einer Partei.

Ich tat es mit großem Engagement.

Leider wurde ich auch auf diesem Weg bald desillusioniert. – Doch hier beginnt eine neue Geschichte.

Sarah: Weißt du, das Thomas vor knapp einem Jahr ebenfalls einer Partei beigetreten ist?

Auch er wollte seinem Leben noch einmal einen neuen Sinn geben und sich für die Änderung von Missständen einsetzen.

Es war bereits zu spät. Er wusste nicht, dass seine Zeit bereits ablief.

Thomas: Ich lernte noch einmal viel in diesen nur wenigen Monaten.

Ohne Macht kannst du keinen Einfluss nehmen und nichts verändern. Doch sobald du alte Machtstrukturen in Frage stellst, riskierst du, dass die Macht dir den Rücken kehrt. Potentielle Geldgeber und Lobbyisten ziehen sich zurück, Wähler fühlen sich vor den Kopf gestoßen und laufen davon.

Politik – das ist: Machtspiele, verfeindete Fraktionen, Intrigen, Seilschaften, das Diktat der Lobbyisten, taktische Manöver und Kompromisse – die oft nur messerbreit neben dem faulen Kompromiss liegen. Doch wer jeden Kompromiss verweigert, verspielt selbst den kleinen Einfluss, den ein Kompromiss ihm gebracht hätte.

Es ist äußerst schwer, etwas in der Welt zu verändern.

Eigentlich müsste man mit dem Menschen beginnen und zuerst den Menschen verändern.

Wer aber ändert die Menschen?

Irene: Das alte Thema, das Thema Gewalt, holte mich wieder ein:

Durch einige provokante Publikationen zum Thema der offenen wie auch versteckten patriarchalischen Strukturen unserer Gesellschaft hatte ich mir Feindschaften eingehandelt, besonders bei einer Burschenschaft unserer Uni.

Es wurden offene Anfeindungen. Man hängte Karikaturen über mich aus.

Es wurden körperliche Belästigungen.

Es wurden offene Bedrohungen.

Bei meinen nächtlichen Heimwegen fühlte ich zunehmend Angst. Ich trat sie nur noch Seite an Seite mit einer Freundin an.

Nach einigen Monaten hatte sich die Lage beruhigt. Scheinbar.

Wir wagten sogar wieder den Weg durch den nächtlichen Park.

Dann, an einem Oktoberabend, geschah es: Man zerrte uns in ein Gebüsch.

Drei Männer. Sie trugen Augenmasken. Sie betäubten uns mit Chloroform. Jede Gegenwehr war zwecklos. Meine Freundin spuckte ihnen ins Gesicht und biss ihnen in Hände und Arme. Man zahlte es ihr Heim, indem man ihr eine Wange zerschnitt.

Auf diesem Schlachtfeld waren wir chancenlos. Erst nach einer Stunde war dieser Albtraum beendet.

Sie atmet schwer. Für einige Augenblicke versagt ihr die Stimme.

Es ist, als stünde über meinem Leben ein Stern der Gewalt. – Denn auch diese Geschichte hat eine Fortsetzung, und wieder gab es Verletzung und Gewalt.

Ich brauchte über Jahre therapeutische Hilfe. Die alte Verwundung war wieder aufgerissen, schlimmer noch als zuvor.

Meine Freundin verbrachte zwei Jahre in der Psychiatrie. Sie sagte, wahrscheinlich wird sie niemals mehr einen Mann lieben können.

Sie macht erneut eine Pause, atmet tief.

Ich bin Mitte vierzig. Und ich habe noch nie die einvernehmliche glückliche Liebe mit einem Partner erfahren.

Leiser werdend Doch – einmal war ich ihr plötzlich ganz nah. Und dann habe ich selbst in einer Sekunde alles zerstört.

Sie schüttelt den Kopf.

Nein, ich will nicht davon reden.

Sie schüttelt ein zweites Mal den Kopf, nur entschieden.

Erneut Stille.

Was aus meinen zwei Schlangen geworden ist? Sie verschwanden eines Tags.

Am kommenden Abend entdeckte ich eine Schwellung am linken Bein. Und dann tatsächlich die Spur eines Schlangenbisses, harmlos und klein.

Die einer der beiden hatte sich mit einem Schlangenbiss von mir verabschiedet, so sanft, dass ich es anfangs nicht einmal merkte.

Nach wenigen Tagen gab ich es auf, weiter nach meinen Schlangen zu suchen.

Vielleicht dass diese eine mich mit ihrem sanften Biss hat heilen wollen – so wie eine kleine Dosis Gift tatsächlich auch heilen kann.

Wenn dies der heimliche Zweck war, so ist es misslungen. Das hinterlassene Gift entwickelte sein eigenes Leben in mir. Es tastete sich zu jeder Stelle des Körpers vor, es nistete sich schleichend in meine Organe ein, es suchte sich seinen Weg, so fühle ich es, in jede einzelne Zelle.

Es hat seine eigenen Strategien des Angriffs entwickelt. Es gibt Zeiten, wo es untätig bleibt und sich ausruht. Doch dann sammelt es neue Kraft. Spüre ich im Erwachen, dass es einen erneuten Angriff begonnen hat, so bin ich ihm wehrlos ausgeliefert und sinke nach wenigen Stunden erschöpft in mein Bett zurück.

Es ist wie ein „kalt brennendes Feuer“ – so wie es brennt und schmerzt, so fühle ich gleichzeitig ein Frieren dabei, das ich so wenig wie dieses Brennen loswerden kann.

Manchmal denke ich, dass mich diese Schübe von Gift an etwas erinnern wollen, etwas das ich fahrlässig vergessen oder vernachlässigt habe. Doch ich finde die Antwort nicht, was dies sein sollte.

Ja – es quält mich, dieses Gift. Seit Jahren.

Oft gerate ich an den Punkt, dass ich es umbringen will.

Es wäre leicht umzubringen – indem ich mich selber umbringe. Es hätte mit diesem Moment alle Macht über mich verloren.

Sie senkt ihren Kopf auf die aufgestützten Arme, sie verdeckt ihr Gesicht mit den Händen.

Ein leises Weinen beginnt sie zu schütteln.

Die mitleidigen Blicke, die zu ihr wandern, will sie nicht sehen.

Ihr Stolz verbietet es.

Sie schluckt ihre Tränen fort.

Ihr Weinen ist beendet.

Ich erzähle es doch.

Es geschah genau wieder in jenem Park.

In einem Café hatte ich einen Mann kennen gelernt, etwas untersetzt und mit beginnender Stirnglatze, doch freundlichem Gesicht.

In meinem Kopf tauchten vorsichtig die Bilder erster zärtlicher Umarmungen auf.

Wir hatten uns vor seinem Haus verabredet.

Dann entschloss er sich, mir durch den Park entgegenzugehen.

Warum tat er das?

Er hatte noch einen zweiten Mann bei sich.

Warum kam er mit diesem zweiten Mann?

War ich mir zunächst durchaus sicher, so zweifelte ich doch plötzlich, dass er es war.

Ich erwähnte noch nicht, dass ich seit Monaten eine Gaspistole mit mir trug.

Ich drehte mich zur Seite. Sollte ich umkehren?

Er näherte sich von hinten, legte mir, wie er es schon einmal getan hatte, den Arm um die Schulter.

Da geriet ich in Panik. Ich riss mich los und schlug um mich.

Beide hielten mich fest, möglicher Weise nur um mich zu beruhigen.

Da zog ich die Gaspistole.

Ich hielt sie dem einen direkt ins Gesicht und drückte ab.

Sie schluckt. Das Bild peinigt sie.

Der Mann sank winselnd in sich zusammen und ich lief davon.

Tage später erfuhr ich, dass er an meinem Schuss erblindet war.

Es folgte ein Gerichtsprozess. Man sprach mich frei – der Anwalt erklärte überzeugend, was meine Vorgeschichte war und dass ich glaubte, in Notwehr handeln zu müssen.

Doch musste ich mich auch selbst freisprechen.

Ich handelte in Panik, ja.

Vielleicht hatte ich in diesem Moment die Chance nicht, anders zu handeln.

Vielleicht aber doch?

Ich werde es niemals mit Sicherheit wissen.

Sarah: *an Jason gewandt, mit leiser Stimme* Jason – es gibt da etwas, das du bisher nur mir erzähltest, mir und Don, doch nicht den andern.

Du weißt, was ich meine?

Es geht noch einmal um die geheimnisvolle Kathedrale.

Du sagtest, dass jeder dort eine Last ablegen kann – etwas, das ihn schwer bedrückt und dass er loswerden will.

Wenn er es ablegt dort, ist er frei davon.

Thomas: *zu Jason* Auch von einem fortgeschrittenen körperlichem Verfall wie dem meinem? – Nein, das meintest du nicht.
Ich brauche diese Kathedrale nicht mehr.
Wenn ihr andern sie weiterhin suchen wollt, tut es. Mein Weg endet hier.

Sarah: Und das andere – endlich heimzukehren, wonach wir alle uns sehnen – willst du auch dieses Heimkehren nicht mehr erleben?

Es erscheinen wieder Haika, ihr Mann, der Alaska-Indianer und deren Mutter – diesmal von rechts.

Haika: Wir sind noch einmal zurückgekommen.
Wir haben uns noch einmal besprochen.
Es könnte auch anders sein.
Es könnte sich auch so verhalten, dass wir eure Traumbilder waren.
Dann wart ihr es, die uns in dieser Hütte an jenem Abend geträumt habt.
Alle tauschen verwirrte Blicke.
Was ich nur sagen will: Man könnte es auch in dieser Richtung sehen.
Ebenso könnten auch wir die Traumbilder sein.
Gewiss, wir erscheinen real.
Doch das haben Träume so an sich, dass man sich real und vollständig dabei fühlt.
Es ist oft nur schwer zu unterscheiden.
Sie wendet sich wieder ihrem Mann und dessen Mutter zu.
Wir müssen es nochmals bedenken und neu besprechen.

Sie geht kurz zu Thomas und greift ihn am Arm.

Sehr echt und lebendig fühlt es sich an.

Nicht wie ein Traumbild.

Wieder zu den beiden andern. Wir müssen es neu besprechen:

Ob vielleicht wir die Traumbilder sind.

Wir werden die Lösung finden.

Und vielleicht kommen wir dann noch einmal zurück.

Die drei kehren um und verschwinden nach rechts.

Die anderen folgen ihnen mit weiterhin verwirrten Blicken.

Jason: *sich im Sitzen aufrichtend* Wenn sie ein weiteres Mal auftauchen, dann fragt sie nach ihren Mythen.

Diese Mythen sind voll von Geschichten über reisende Sternenmenschen.

Einige, tatsächlich, nennen sie so. Dann wieder sagen sie „Götter“.

Fragt sie nach ihren Göttergeschichten.

Er zieht etwas aus seiner Jacke hervor:

Eine Handteller-große Metallscheibe.

Er hält sie kurz in die Luft.

Diese Scheibe aus leichtem Metall - wenn man sie unter dem Mikrophon betrachtet, sieht man, dass zahllose winzige Rillen in sie eingeritzt sind.

Diese Scheibe, so belegt es das Gutachten eines Archäologen und renommierten Wissenschaftlers, ist zwanzigtausend Jahre alt.

Wer sollte vor zwanzigtausend Jahren diese
Vielzahl feinsten geordneter Rillen in sie hin-
eingepresst haben?

4. Szene

Erneut zieht ein Nebel auf.

Er wird zunehmend dichter.

Sarah: Oh – diese unsäglichen Nebel wieder.

Von fern, von rechts: wieder Orgelspiel.

Alle lauschen erneut.

Das Orgelspiel verstummt.

Doch ganz plötzlich ist es wieder da:

*Es entlädt sich diesmal dröhnend genau über
den fünf Versammelten.*

*Es wird so mächtig, dass Sarah sich mit den
Händen die Ohren bedeckt.*

Abrupt verstummt es.

Irene: *in Faszination* Habt ihr das gehört?

Es war hier.

Es war genau über uns.

*Erneutes Orgelspiel, doch wieder ist es mehr in
die Ferne gerückt, es kommt diesmal von links.*

Irene ist aufgesprungen.

Die Kathedrale! Die Kathedrale!

Sie war hier...

Sie blickt nach links.

Ich muss hin zu ihr.

Sie läuft los. Verschwindet nach links.

*Aus dem Nebel taucht eine Gestalt in einem
langen weiß-grauen Mantel auf.*

Es ist der „blinde Maler“.

*Er trägt eine Blindenbrille und einen weißen
Stock.*

*Er hat ein Stativ bei sich, das er in halbem
Winkel schräg zum Publikum aufstellt.*

Der Nebel um ihn, beginnt sich zu lichten.

Von links tönt weiter das ferne Orgelspiel.

*Auf seinem Rücken trägt der Mann einen gro-
ßen Leinenbeutel, dem er jetzt drei Bilder ent-
nimmt.*

Er tastet mit den Fingern darüber.

Dann stellt er das eine auf das Stativ.

*Die anderen zwei stellt er auf dem Boden ab,
gegen die Beine des Stativs gelehnt.*

*Die Bilder zeigen ein Chaos leuchtender Far-
ben – alles ist chaotisch und ohne klare Kontu-
ren und doch voller Kraft.*

Der blinde Maler: *zieht aus der Innentasche seinen
Mantels einen Pinsel und eine Malpalette her-
vor.*

*Er steht mit dem Rücken zum Publikum, er
macht einen Schritt zurück, wie das aufgestellte
Bild in Augenschein nehmend.*

*Meine Augen können meine Bilder nicht sehen.
Doch innerlich sehe ich sie.*

Und ich fühle die Kraft ihrer Farben.

Sie sind gewaltig.

Er geht näher an das Stativ heran.

*Ich taste über das Blau, und ich merke, dass es
anders schwingt als das Rot.*

Und nochmals anders schwingen ihre Vermischungen. Ihre tausendstufigen Übergänge.

Farbwelten.

Innerlich sehe ich sie.

Ein eigener Kosmos von explosiver Kraft.

Alle aus dem Dunkel meiner Blindheit erwacht.

Ich weiß es: Ich werde die Menschen damit entzücken.

Er setzt mit dem Pinsel eine neue Farbe auf das Bild – ein verunzierendes Braun.

Auch die Farben der Erde haben ihren Platz und fordern ihr Recht.

Alle Farben sind heilig.

Alle haben ihren eigenen mächtigen Klang.

Er tritt zurück, wieder wie das Bild betrachtend.

Der Tag wird kommen und auch ich selbst werde meine Bilder sehen.

Und ich weiß es voraus: Ich werde schwelgen in wildem Entzücken.

Alle Energien meiner Seele, die hellen wie die dunkel schwingenden, habe ich in diese Bilder gegossen.

Er hält beide Hände vor das Bild, wieder wie ihre Schwingungen zu ertasten.

Ich spüre es: Es sind Werke voller Wunder, die ich erschaffe.

Die Menschen werden sie lieben.

Sie werden sie feiern.

Dann werde ich selber erloschen sein - verbrannt von der Kraft und Macht meiner Schöpfungen.

Es ist nicht wichtig.
 Was zählt mein eigenes winziges Leben?
 In meinen Schöpfungen lebe ich fort.
Der Nebel um ihn wird wieder dichter und verschluckt ihn schließlich ganz..
Wieder nähert sich mit lautem Dröhnen das Orgelspiel, wieder rauschen die Töne direkt über den Versammelten nieder, machtvoll und zugleich grazil.
Irene kehrt zurück.

Irene: *in Aufregung* Ich habe sie gesehen! Ich habe sie gesehen!

Sie war ganz nah.
 Warum hat sie sich wieder entfernt?
 Gleichgültig: Jetzt ist sie hier.
 Sie ist direkt über uns.
Alle lauschen gebannt.
Doch ohne Übergang hat sich das Orgelspiel auf einmal wieder entfernt.
Man hört es wieder von rechts.
Die silberhellen Register setzen aus.
Die Klänge werden dunkel, sie werden Ausdruck einer tiefen Schwermut und Traurigkeit.
Jetzt ist es Thomas, der sich in Unruhe erhebt.
Die traurigen Klänge ziehen ihn fort mit einer Magie, der er sich nicht widersetzen kann.
Und wieder senken sich Nebel über die Szene.
Thomas ist schließlich in den Nebeln verschwunden.

An derselben Stelle, wo der Maler erschien, tauchen nun zwei Kinder auf.

Sie tragen weiße Masken, bei dem einen zeigen sie ein leicht entstelltes, leicht aufgequollenes Gesicht; beide Masken lassen den Eindruck überproportional großer Köpfe entstehen. Sie tragen kleine Kinderschaufeln mit sich. Es sind „die beiden Waisen“.

Das erste Kind: Wir beide sind Waisen.

Das zweite Kind: Vor drei Tagen haben wir Mutter begraben. Dann Vater.

Das erste Kind: Wir haben sie an dieser Stelle vergraben. Das wissen wir noch.

Das zweite Kind: An dieser Stelle.

Aber wo ist diese Stelle genau?

Wo genau haben wir sie begraben?

Das erste Kind: Es muss genau der richtige Ort sein. Sonst können wir sie nicht finden.

Das zweite Kind: Wir haben sie zu schnell begraben.

Wir haben sie hier begraben, das wissen wir noch.

Und vielleicht atmen sie noch.

Das erste Kind: Ja, sie könnten noch atmen.

Wir haben sie beide zu schnell begraben.

Das zweite Kind: Vielleicht blinzeln sie noch mit den Augen.

Das erste Kind: Vielleicht hören sie uns noch.

Doch sie können nicht antworten.

Das zweite Kind: Sie haben Erde im Mund. Deshalb können sie uns nicht antworten.

Das erste Kind: Wir müssen sie bald finden, ganz bald.

Sonst atmen sie vielleicht nicht mehr.

Das zweite Kind: Wir müssen ihnen sagen, dass wir sie lieben.

Das erste Kind: Ja, das wollen wir ihnen sagen: dass wir sie lieben.

Das dürfen wir nicht vergessen.

Das zweite Kind: Wenn sie aufhören zu atmen, dann ist es zu spät. Dann haben wir vergeblich gesucht.

Das erste Kind: Und auch unserem Onkel müssen wir es sagen.

Das zweite Kind: Auch unserem Onkel müssen wir sagen, dass wir ihn lieben.

Das erste Kind: Wir müssen es ihm sagen, bevor wir ihn auch begraben.

Dann wird er es hören, ganz sicher.

Das zweite Kind: Schau – hier wo das Gras zertreten ist, dort könnte es sein.

Das erste Kind: Ja, hier könnte es sein.

Wir haben das Gras zertreten.

Deshalb kann es nur die Stelle mit dem zertretenen Gras sein.

Das zweite Kind: *blickt zum ersten* Meinst du, dass sie ganz sicher noch atmen?

Das erste Kind: *nickt* Sie atmen ganz leise.

Ganz leise atmen sie noch.

Das zweite Kind: *geht ganz nah zu der Stelle mit dem zertretenen Gras* Das zertretene Gras...

Warum haben wir es nicht gleich gesehen?

Dort unter dem Gras, dort sind sie.

Das erste Kind: Dort atmen sie noch.

Es beugt sich zur Erde und lauscht.

Das zweite Kind: Kannst du sie atmen hören?

Das erste Kind: *nickt.*

Es legt den Finger auf den Mund.

Leise! Ganz leise!

Die Nebel beginnen sie zu verschlucken.

Sie sind verschwunden.

Das Orgelspiel ist leise und immer leiser geworden. Jetzt ist es nur noch ein gleitender Akkord träger unergründlicher Melancholie.

Für wenige Momente verstummt es ganz.

Thomas kommt zurück.

Thomas: *Sie hat sich wieder entfernt.*

Warum tut sie das? Warum verstummt sie plötzlich?

Das Orgelspiel hat seinen Platz wieder gewechselt.

Es kommt erneut von links – doch diesmal aus nur halber Entfernung.

Für Augenblicke klingt es misstönig – mit metallischen, martialisch stampfenden Akkorden.

Sarah springt auf.

Sarah: *Ich will sie endlich sehen!*

Ich spüre ihre Klänge wie einen Wind, der ganz dicht meinen Nacken streift.

Immer wieder versteckt sie sich!

Warum tut sie das?

Auf ihrem Gesicht liegt Unruhe, fast ein leichter Zorn.

Sie entfernt sich nach links.

Aus dem Nebel taucht wieder eine Gestalt auf.

Es ist ein Mann im Rollstuhl.

Er hat ein schwammiges Gesicht, er ist fett.

Er trägt eine Brille mit großem schwarzem Brillengestell.

*Er rückt sie zurecht, seine Hände zittern dabei.
Seine Augen suchen mit unruhigem Flattern die
Umgebung ab.*

Er trägt schwarze Handschuhe

Über seinen Knien liegt ein alter Spazierstock.

Er wird ihn dann und wann in die Hand nehmen und damit hart auf den Boden schlagen.

Das Spiel der Orgel ist leichter und leiser geworden. Doch es kling unverändert martialisch und hart.

Der Mann im Rollstuhl: Es liegt eine Verschwörung über der Welt.

Es regieren die Schwarzen, die Dunklen.

Wir sehen sie nicht. Doch sie regieren die Welt.

Sie verstecken sich gut.

Sie wirken aus dem Verborgenen, gut versteckt.

Es regieren die Dunklen, die Bösen.

Es ist schwer, ihre Namen zu finden.

Ich aber kenne sie.

Er schlägt mit dem Stock auf.

Ich habe sie, ihren dunklen Spuren folgend, entlarvt.

Sie säen böse Gedanken.

Sie säen Zwietracht. Sie sähen Gewalt.

Man muss ihre Namen nicht wissen.

Ihre Spuren sind überall.

Es genügt, die Spuren zu sehen.

Die Spuren des Bösen sind der Beweis.

Wer die Spuren sieht, der kann nicht mehr zweifeln.

Sie sind da – auch wenn sie sich listig verstecken. Die Spuren allein sind der Beweis.

Er rutscht ein Stück aus dem Rollstuhl.

Er richtet sich wieder auf.

Meine Beine verfaulen.

Auch meine Finger faulen bereits.

Meine Hände und Arme werden zu faulen beginnen.

Alles verfault.

Die Fäulnis – sie wandert von Mensch zu Mensch.

Alle Menschen werden verfaulen.

Er schlägt mit dem Stock auf.

Sie aber wollen es so.

Sie wollen uns schwach. Sie wollen uns willenlos.

Eine dunkle Verschwörung liegt über der Welt.

Wenn wir willenlos sind, dann wird es ein Spiel für sie, uns ganz zu beherrschen.

Dann können sie uns knechten.

Dann können sie uns vor sich hertreiben wie blinde Böcke.

Sie sind kalt. Sie sind gnadenlos.

Sie sind gierig, uns zu beherrschen.

Gnadenlos gierig sind sie.

Er schlägt mit dem Stock auf.

Ich glaubte, es gäbe das kleine Glück.

Nicht das große.

Das kleine – es hätte mir schon genügt.

Doch auch das kleine ist verpestet von ihrem Gift.

Ich hatte vier Kinder.

Ich glaubte, sie wären das kleine Glück – das ganz kleine, das mir genügt hätte.

Doch sie lieben mich nicht.

Sie blicken auf mich und ihre Augen sagen: Du bist unnütz.

Du bist ein Fettwanst, unnütz und krank.

Du bist ein kranker faulender Mann.

Du bist dick und dumpf, du hast einen fauligen Atem.

Sie haben mich alle verlassen.

Sie haben mir kein Stück ihrer Liebe geschenkt.

Kein winziges.

Er winkt ab. Vergessen. Alles vorbei.

Noch aber lebe ich.

Er schlägt mit dem Stock auf.

Noch lebe ich – auch wenn ich faule.

Noch erfülle ich einen wichtigen Dienst.

Der unnütze, dicke, faulende Mann – er erfüllt einen wichtigen Dienst.

Er schlägt mit dem Stock auf, seine Stimme hat für einen Moment einen triumphierenden Klang.

Ich erkenne sie – versteckt wie sie sind.

Ich kann sie mit Namen nennen.

Ich kann auf ihre Spuren zeigen und sagen:

Da sind sie.

Euer Versteckspiel hat mich nicht täuschen können.

Ihr wollt ein willenloses Sklavenheer aus uns machen.

Das ist euer einziges Ziel.

Doch noch habt ihr nicht gewonnen.

Noch spreche ich.

Und ich spüre: Ihr zittert heimlich vor mir.

Ich könnte euch entlarven. Ich könnte euer dunkles Spiel im letzten Augenblick noch zunichtemachen.

Ja – heimlich fürchtet ihr mich.

Erst müsset ihr auch mich zum Verstummen bringen.

Das aber wird euch nicht gelingen!

Solange ich spreche, wird die Lüge nicht siegen können. Solange ich –

Sein Gesicht erstarrt. Seine Kinnlade klappt nach unten. Sein Kopf rollt schräg zur Seite.

Die Orgel spielt – wenn auch fern – in schrillen Misstönen.

Vor dem Mann wachsen die Nebel zusammen.

Er verschwindet dahinter.

Das Spiel der Orgel wird ruhig und sanft.

Es wird gläsern und weich.

Der Mann ist verschwunden.

Robert erhebt sich.

Er lauscht.

Schritt für Schritt zieht es ihn in Richtung der Orgel.

Auch für ihn ist es ein magischer Sog.

Er verschwindet nach links.

Die Orgel verändert ihren Ort nicht mehr.

*Doch immer mehr überwiegen die leichten,
gläsernen Klänge, die hellen, sanft perlenden
Töne.*

Eine Gestalt taucht im Nebel auf.

Es ist Don. (von Robert gespielt)

Don: Manchmal erwache ich aus meinem kosmi-
schen Schlaf, der mich so warm und friedlich
umhüllt.

Ich erwache und blicke zurück.

Mein Leben war kurz.

Doch ich bin dankbar dafür.

Mein Leben war kurz, und deshalb durfte es
rein bleiben.

Mein Bruder, mein Zwilling musste durch die
Höllen des Bösen wandern.

Ich danke dir, Bruder.

Ich blieb bewahrt davor.

Die Menschen müssen das Böse kennen.

Nur wenn sie es kennen, können sie sich lösen
davon und seiner Faszination.

Dann werden sie sich wieder erinnern.

Die Faszination des Bösen ist stark. Nur wenn
die Menschen satt sind vom Bösen, wenn sie
erschöpft sind daran, werden sie es loslassen.

Dann beginnen die anderen Spiele.

Spiele von anderer Dauer, mächtiger als die al-
ten und wirklicher.

Die Spiele der Klarheit, des Wissens, des Kön-
nens.

Die Spiele tanzender Farben und Klänge.

Spiele von kosmischer Lust und kosmischem Glanz.

Das große leuchtende Lachen des Alls, das zu sich selber zurückkehrt.

Ich danke dir, Bruder.

Du hast die Höllen des Bösen durchschritten.

Die Orgel spielt in hellen, gläsernen Klängen.

Innig.

Du weißt es nicht, Bruder. Weißt nicht, wie nah du deiner Erlösung bist.

Denn alle Kraft des Bösen ist in dir aufgebraucht.

Du mußt es nicht länger festhalten.

Seine Magie ist verblasst. Sein Geschmack ist schal, sein Blick ist wesenlos.

In diesem Moment wirst du dich wieder erinnern.

Ich kehre zurück.

Er wendet sich kurz fort, kehrt wieder zurück.

Ich sagte Schlaf.

Doch der Schlaf ist hier.

Es ist der Schlaf, der sich aufbraucht und endet.

Auch wenn er lärmend und dröhnend ist, es ist der Schlaf, der auf sein Ende hinlebt und stirbt.

Ich kehre zurück in den Schlaf, den größeren, der ohne Anfang und Ende ist.

Er verschwindet im Nebel.

Der Klang der Orgel bewegt sich wieder näher heran.

Robert ist zurückgekehrt.

Er folgt dem Klang.

Der Klang der Orgel bricht plötzlich auf zu Akkorden von rauschhafter Gewalt.

Im Hintergrund erscheint der mächtige Innenraum einer Kathedrale.

Es ist ein Moment der größten Verzauberung.

Sarah, Irene, Thomas, Robert und Jason greifen ihre Rucksäcke und bewegen sich auf den Innenraum der Kathedrale zu.

Sie knien sich bei den Rucksäcken nieder und durchsuchen sie.

Ihr Rücken ist dem Publikum zugewandt.

Jeder hebt schließlich etwas aus seinem Rucksack heraus – in eine Decke gewickelt, deren Inhalt ein Geheimnis bleibt.

Sie legen es auf dem Boden ab.

Die Orgel spielt noch eine längere Zeit.

Das Bild wird blass.

Nach und nach erlischt es ganz.

Plötzlich sind vier Schüsse zu hören.

Robert steht an der linken Seite, den Revolver in der Hand, den er in die Luft gestreckt hält.

Die anderen laufen zu ihm.

Ihre Rucksäcke haben nun alle wieder vom Boden aufgenommen.

Sie sind jetzt so leicht, dass sie sich spielend durch die Luft wirbeln lassen.

Robert: *zieht den Revolver wieder zu sich heran.*

Er öffnet das Magazin.

Vier Schuss.

Es gibt keine Kugel mehr.

Er demonstriert es, indem er den Revolver nach unten schüttelt.

Vier Schuss. Und vorbei.

Jason: *tritt neben Sarah* Und – hast du auch etwas mitgenommen?

Wer etwas fortgibt, der kann es auch tauschen.

Hast du getauscht?

Sarah: Was meinst du?

Jason: Deinen Mut, der dir fehlte.

Irene: *tritt dazu Sarah,* ja – Jason hat recht.

Du bist nicht alt.

Wir alle sind es nicht.

Du bist in der Mitte deines Lebens.

Warum sollst du nicht noch einmal weitere fünfundvierzig Jahre leben?

Und dieses neue Leben in Freundschaft mit deinen Kindern verbringen?

Du sagst, dass du weißt, wo du sie finden kannst.

Nur der Mut fehlt dir noch.

Hast du ihn jetzt?

Sarah: *begräbt ihr Gesicht mit den Händen;*

Sie schluchzt.

Doch es sind Tränen der Freude.

Jason: *winkt Robert heran* Und du, Robert –

Willst du es ihnen jetzt sagen?

Noch einmal entsteht eine Spannung.

Robert: *nach einer Stille, gefasst* Ich bin nicht Don.

Ich bin Robert.

Könnt ihr mich trotzdem lieben?

Nochmals ein Moment angespannter Stille.

Ich habe lange gebüßt.

Könnt ihr mich lieben?

Könnt ihr mich wieder umarmen?

Irene: *geht jetzt geradewegs auf ihn zu und umarmt ihn.*

So tut es auch Sarah.

Jason: *greift Thomas am Arm, zieht ihn zur Seite.*

Ich kann es dir nicht versprechen.

Trotzdem sage ich: Wenn du bereit bist, heimzukehren, kannst du auch nochmals einen Arzt aufsuchen.

Und vielleicht wirst du etwas erfahren, das dich überrascht.

Geh einfach und versuche es.

Freilich, sicher versprechen kann ich es nicht.

Leiser Und noch ein letztes.

Was hast du abgelegt?

Ich sah es: dein Empfinden von Schuld.

Du veränderst die Welt nicht zum Besseren durch ein Empfinden wie dieses.

Und noch dies allerletzte, ehe ich es vergesse:

Kinder hassen nicht.

Kinder lieben – solange sie diese Welt nicht verdorben hat.

Du musst diese Liebe nur annehmen.

Thomas: Wovon sprichst du?

Jason: Das wüsstest du nicht -?

Thomas: Du meinst -?

Jason: Ja, dies meine ich. –

Also – du wirst erneut einen Arzt aufsuchen?

Die Szene versinkt in Dunkel.

Im selben Moment:

Licht noch einmal auf der rechten Seite, ganz im Vordergrund.

Man sieht die beiden Großmütter an ihrem Tisch sitzen, im dämmrigen Licht ihrer kleinen Öllampe.

Im schmalen Fenster an ihrer Seite flackert ein Licht auf.

2.Großmutter: *noch ungläubig Schau aus dem Fenster! Schau, was dort zu erkennen ist!*

Sie bläst die Öllampe aus.

Durch das Fenster strömt helles Licht herein.

Die ganze Straße erstrahlt.

Die Häuser erstrahlen.

Beide starren gebannt aus dem Fenster.

Ein kurzes sanftes Klingeln ertönt, aus dem Rock der ersten Großmutter.

1.Großmutter: *zieht ihr Handy hervor.*

Das Display leuchtet auf.

Ich habe soeben eine Nachricht erhalten.

Sie liest es, sie lächelt.

Sie streckt der anderen das Display vor das Gesicht.

2.Großmutter: *Alles gut?*

1.Großmutter: *Alles gut.*

2.Großmutter: *rückt ihre Brille zurecht. Auch auf ihrem Gesicht erscheint nun ein Lächeln.*

Dunkelheit.



